This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

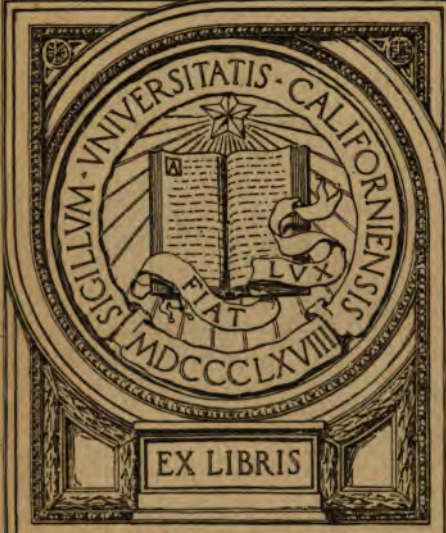
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gabriele Reuter

Wunderliche Liebe

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



EX LIBRIS

872
R447

S F

Von **Gabriele Reuter** ist im gleichen Verlage erschienen:

Aus guter Familie. Roman. Vierzehnte Auflage.
Der Lebenskünstler. Novellen. Dritte Auflage.
Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. Vierte Auflage.
Ellen von der Weiden. Roman. Fünfte Auflage.
Liselotte von Reckling. Roman. Sechste Auflage.
Frauenseelen. Novellen. Vierte Auflage.
Das böse Prinzeßchen. Märchenspiel.
Wunderliche Liebe. Novellen.

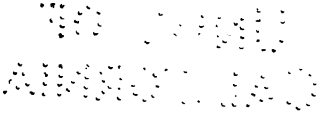
Wunderliche Liebe

Novellen von

Gabriele Reuter

Berlin 1905
S. Fischer, Verlag

Alle Rechte
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten



Inhalt

	Seite
Die schöne Adeline	7
Der kleine Chorist	45
Solche, die geliebt werden	63
Nippsachen und Schicksale	135
Das Andenken des Entschlafenen	147
Ein neuer Orest	161
Das Sterben der Liebe	201
Ein römisches Abenteuer	211
Glücksschmetterlinge	225

238753

Die ſchöne Adeline

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Kunstschüler von Bernhardshausen gaben ein Sommerfest; keine von den feierlichen offiziellen Veranstaltungen, bei denen alle Professoren, die Prinzessinnen mit ihren Hoffräuleins und der Herzog selbst erschienen, sondern eine harmlose lustige Landpartie nach dem Rödchen.

Am Eingang des Wäldchens überfielen Landsknechte und Raubritter, in verstaubten Theatermänteln und mit fürchterlichen angeklebten Bärten die jungen Mädchen, die in ihren hellen Kleidchen munter und ahnungslos in die grüne Dämmerung eindrangen. Unter wildem Geschrei und Gelächter wurde die holde Beute zum Tanz auf dem freien Platz unter der Linde beim Försterhaus entführt.

Ein Scheibenstand war auch errichtet worden. Man konnte hier einen Feldblumenstrauß oder eine Skizze gewinnen — je nachdem das Glück einem lächelte. Aber wollte man die Skizze mit nach Haus führen, so mußte man den Einsatz doppelt zahlen — zwei Fünfpfennigstücke, für die Vergnügungskasse des armen Malervolkes.

UNIV. OF CALIFORNIA

Auf einem Platz mit Brettertischen und Bänken, unter Tannen und Buchen wurden behäbige Väter und Mütter seßhaft, bei Kaffee und Kuchen oder Schinkenbrötchen. Dorthin zu der Erfrischungsquelle hüpften dann die jungen Mädchen, glühend vom Tanz, mit glänzenden Augen am Arme ihrer künstlerischen Verehrer. Man klang mit den Gläsern aneinander, man lachte, sang und jubelte in einer Lust, zu deren Rausch der Übermut der Jugend mehr Feuer gab, als das perlende Selterwasser mit Himbeersaft, oder das leichte Bier von Bernhardshausen.

Bei dieser Gelegenheit sah Baron Laßberg Adeline zum ersten Mal.

Er saß abseits von den übrigen mit Fräulein von Chatullier an einer Ecke des langen Tisches und machte dem Baroneßchen ein wenig den Hof. Sie waren auf ihren Rädern gekommen und nur durch den Zufall zwischen die Gesellschaft der Kunstschüler geraten. Herr von Laßberg, der auf höheren Befehl und um seine etwas verwirrten Finanzen in Ordnung zu bringen, in dem kleinen Bernhardshausen weilte, war von der harmlosen Munterkeit um ihn her fast gerührt. Als die Jugend im Ringelreihen um die Linde tanzte, hob er sein Glas nnd rief mit der feinen, müden Stimme, in der seine Begeisterung nur wie ein leiser, weicher Flötenton nachhallte, dem alten Kienhoff zu:

„Ich bin charmiert — einfach charmiert. Da erlebt man ja Böcklinsche Stimmungen — vielleicht

eher Thoma — ja — aber jedenfalls deutsch — urdeutsch!“

Der alte Professor Kienhoff stand in seinem unvermeidlichen, abgetragenen Havelock, dem er angetraut war, wie die Leute sagten, mit seinem zerzausten weißen Bart und dem wettergefesteten Filz von unbestimmter Form und Farbe auf dem kurzgeschorenen Kopf breitbeinig und schweigsam unter der Jugend, die er ernsthaft betrachtete.

Der Alte war ein wunderlicher Heiliger. Laßberg hatte oftmals abends in der Kneipe lange Debatten mit ihm und das Nachdenken über manche Äußerung von Kienhoff vertrieb ihm einige sonst sehr langweilige Stunden. Ohne Zweifel ein geistreicher Kerl. Solche Originale trifft man nur noch in kleinen Städten, meinte Laßberg und es amüsierte ihn, den Alten auszuholen und zu studieren. Er dachte nicht daran, daß der greise Menschenkenner vielleicht auch an ihm seinen Spaß haben könne, als an einer interessanten Spezies feiner und jäh in die Höhe getriebener Kulturentwicklung.

Kienhoff kam auf Laßberg zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ruhig feierlich:

„Kommen Sie mit, ich will Ihnen einmal etwas sehr Schönes zeigen.“

Laßberg folgte ihm lächelnd und neugierig.

Einige romantische ältere Mädchen hatten Adeline abseits von der übrigen Schaar auf einen Baumstumpf gesetzt, ihr das Haar aufgelöst und ihr einen Kranz von Waldblumen aufs Haupt gedrückt. Um sie her

lagerte ein Kreis Andächtiger, die sich hier zu stiller Schönheitsfeier gesammelt hatten.

Ein junges Bürschchen, frisch aus einem thüringschen Dorfe in die Kunst verpflanzt, staunte mit großen Augen und zeichnete gierig in sein Skizzenbuch.

Wie oft Adeline schon gemalt, gezeichnet und modelliert worden war, ist gar nicht zu sagen. Sie schien dies als einen notwendigen Bestandteil des Lebes aufzufassen — so unberührt ließ es sie. Auch jetzt saß sie mit einem ganz natürlichen Ausdruck in friedlicher Haltung auf dem Baumstumpf. Die blauen Glockenblumen, die grünen Farrenwedel ihres Kranzes nickten in ihr wunderfeines Antlitz, das die kühle, zarte Farbe rosiger Meermuscheln trug. Ihr Haar verhüllte ihr ungeschickt geschnittenes weißes Kleidchen, glitt, ein Mantel von heller, schimmernder Seide, an den Linien ihrer Gestalt entlang und vermischte seine wie aus Sonnenlicht und Mondenglanz gewobenen Strähnen mit den Waldkräutern, die zu ihren Füßen sproßten.

„Ganz unwahrscheinlich," sagte Laßberg. „So etwas gibt's ja eigentlich gar nicht mehr! — Einfach verblüffend."

Kienhoff lachte, als hätte er auf irgend eine Weise Teil an diesem gelungenen Meisterstück der Natur.

„Überhaupt, das alles ist ja entzückend hier," rief Laßberg. „Reizend primitiv! — So jung — so gesund! Ja — man muß in die kleinen Städte kommen, da findet man noch Sonne und Frieden. Es ist ein

Jammer, wie wir existieren. Eine Überreiztheit sondergleichen. Kunst — Kunst — Kunst — alles Kunst! Unser ganzes Leben. Sehen Sie den Jungen, wie er das Mädel anschaut — diese Andacht im Blick — das ist noch Begeisterung — ist noch Liebe! Gott, was gäbe ich drum, wenn ich noch so empfinden könnte. Sehen Sie, Professor — sogar hier kritisiert man . . Es fällt einem ein: Thumann . . . .! Also eigentlich süß — beinahe banal vor lauter Schönheit . . ."

„Na, wenn Der das rauskriegte," brummte der Alte. „Könnte sich die Finger lecken."

„Irgend etwas fehlt doch — ich weiß nicht — irgend ein Gewürz . . ."

„Ich will Ihnen sagen, was Ihnen fehlt, das Hautgout fehlt Ihnen! Sie können einfache, gesunde Schönheit gar nicht mehr vertragen. Die wird Ihnen langweilig. Ach, wir sind hier auch nicht mehr so primitiv, wie Sie meinen. Das sieht nur so aus. So ein paar gute Jungens, die am Anfang stehen, und dem Mädel nichts bieten können — na ja! — Aber warum ist so ein Geschöpf noch nicht verheiratet? — Ich sehe seit zwei Jahren zu. Bewundert wird sie genug."

„Vielleicht — ich könnte mir denken, daß sie nicht zur Leidenschaft reizt. Harmonie ist nicht alles. Rätsel müssen auch sein. Schneiden Sie nicht so ein satyrisches Gesicht, alter Brummbär. Die Liebe ist selbst ein Rätsel und hat gern mit dem Rätselhaften zu tun."

„Die Liebe — ja wie Ihr sie versteht, als ein raffiniertes Spiel, Euren Lebensdégout zu überwinden!“

„Und was wäre sie sonst?“

„Ach, Ihr würdet mich doch nicht verstehen.“

„Sie wissen, daß ich sehr viel übrig habe für Ihre Gedankenwelt. Etwas Einseitiges — das sage ich Ihnen ja immer — das bunte Leben könnte bei so strengen Maximen schwerlich bestehen, indessen . . .“

Der alte Mann mit der gewaltigen Gestalt und den versonnenen Augen lachte still in sich hinein.

„Ihre Dame sieht sich schon längst nach Ihnen um, lassen Sie sie nicht zu lange warten,“ sagte er sanft ablehnend. Laßberg folgte seinem Wink und begann nun vor Fräulein von Chatullier Adelinens Schönheit zu zergliedern, mit dem heimlichen Nebenvergnügen, das elegante Baroneßchen ein wenig eifersüchtig zu machen.

Es war wirklich zu nett in diesem kleinen Bernhardshausen. Dinge und Menschen hatten hier einen besonderen Zauber. Als er hierher kommen mußte, weil sein Vater es mit der Herzogin zu seinem Heile so ausgemacht hatte, um für sie gewisse alte Handschriften zu ordnen, hätte er nicht geglaubt, daß er den ganzen Sommer werde aushalten können — der verwöhnte junge Lebemann, dem alle feinsten Essenzen moderner Lebenskunst noch nicht fein genug, dem alle raffinierten Genüsse noch nicht raffiniert genug waren — und der sich dabei fortwährend predigte, daß es irgend etwas ganz Einfaches geben müsse, das ihn endlich befriedigen würde.

Er traf später Adeline allein im Wald, bemüht ihr langes, schweres Haar zusammen zu fassen und wieder zu flechten.

Aufs neue dachte er: Unwahrscheinlich, ganz märchenhaft.

Er trat zu ihr — hob mit zarten Fingern eine der blonden Strähne in die Höhe und führte sie an seine Lippen.

„Man huldigt Königinnen, indem man den Saum ihres goldenen Mantels küßt," sagte er mit seinem feinen ironischen Lächeln. „Königinnen pflegen in Gnaden zu gestatten."

Adeline blickte freundlich, ein wenig errötend.

„Bitte, zerstören Sie das nicht," sagte er leise und innig, auf die niederfließenden blonden Wellen deutend.

„Das Haar ist so heiß und schwer," sagte sie einfach. „Es ist eine Last."

„Die Schönheit ist auch eine Last," bemerkte er.

„Ach ja," antwortete sie mit einem kleinen Seufzer.

Sie schlenderten nebeneinander dem Versammlungsorte zu. Beim Überschreiten eines Rinnsals hob Adeline ihr Kleid auf, Laßberg sah den Saum eines grauen Barchent-Röckchens. Er wandte den Blick ab in die grüne Blätterwelt zu seinen Häupten. Es hatte ihm weh getan, was er da gesehen.

* * *
*

Bei Mondschein sammelten sich die Pärchen zum Heimweg. Laßberg und Fräulein von Chatullier hatten beschlossen, ihre Räder unter die Hut des Försters zu stellen, um sich der Gesellschaft anzuschließen. Es war Fräulein von Chatulliers Vorschlag, sie war immer zu solchen kleinen Extravaganzen aufgelegt. Sie hatte Herrn von Laßberg so lange mit seiner Blasiertheit geneckt, bis er mit ihr und allen anderen jungen Mädchen um die Linde tanzte. Auch mit Adeline. Die junge Schönheit tanzte nicht besonders gut — ganz richtig, aber scheu, ohne Hingabe, ohne Schmiegsamkeit.

Als die jungen Leute lärmend oder heimlich tuschelnd aufbrachen, stand sie allein und sah in den Mond, ihr Märchenhaar war aufgesteckt und machte ihren Kopf ein wenig zu dick, ihr Kleid war zu eng über der Brust und zu kurz in der Taille und um die Knöchel. Sie kam Laßberg vor wie ein entthrontes Königskind in einer entstellenden Verkleidung. Er fühlte einen Augenblick ein romantisches Mitleid mit ihr und dachte, er möchte wohl im Dunkel des Waldes leise mit der Hand über ihren wundervollen schlanken Arm und die Linien ihrer Hüften entlang gleiten. Fräulein von Chatullier kam und holte ihn. Sie sprachen wieder von Adelinens Schönheit. Fräulein von Chatullier, welche Akt zeichnete und sich gern „le peintre Chatullier“ nannte, erzählte, sie habe Adelinen im Bade gesehen. Ihre Knie seien unvergleichlich und die Proportionen ihres Körpers genau die der medizeischen Venus. Sie

habe mit dem Zentimetermaß gemessen. Und dann kam man auf die Beziehungen der Schönheit zur Liebe. Es war doch ein toller Reiz, dachte Laßberg, im deutschen Wald bei Mondschein und Volksliederbegleitung zu plaudern, wie mit einer verheirateten Pariser Mondäne. Diese deutschen Mädchen in kleinen Städten — wahrhaftig ein höchst wunderbares Gemisch, ein durchaus nicht uninteressantes Studium! Auf immer heiklere Gebiete lockte er seine Gefährtin. In delikaten Worten flüsterten sie, was kaum zu nennen war, überboten sich in graziösen, kitzligen Bedenklichkeiten, die ihre Nerven leicht und zitternd erregten.

Adeline ging mit dem alten Kienhoff heim — ein stilles Paar, vielleicht das stillste von allen.

Der alte Professor Kienhoff interessierte Laßberg im Grunde mehr als die beiden Mädchen miteinander. Mein Gott — die Frauen ... Das war wie ein Schluck Bier oder ein Glas Mosel oder veuve Cliquot — je nachdem. Ob man nachher einen klaren frischen Kopf und eine angenehme Erinnerung oder einen dumpfen Kater hatte, war eigentlich das Unterscheidende und das Hauptkennzeichen von der Güte der Sorte.

Aber man besaß denn doch noch etwas Höheres in sich, als das Alltägliche ....

Erlösung hast du nicht gewonnen .... klangs ihm nach allem Lieben in den Ohren und irgendwo sehnte er sich nach Erlösung von den Leiden seines jungen Lebens, von der Wirrnis und Zerfahrenheit aller

Sehnsüchte und Bestrebungen. Darum horchte er so gierig auf jeden neuen Ton, der in seiner Nähe klang, ob er ihn auf irgend einen Weg, zu irgend einem Ziel weisen möchte. Um ihn her schossen die neuen Weltanschauungen wie Pilze aus der Erde. Sie waren das Gelächter und der Spott von ihm und seinen Freunden. Trotzdem beschäftigte er sich mit jeder. Wie er sagte: Um die Zeichen der Zeit zu studieren. Aber heimlich dachte er: Man kann nicht wissen, von welcher Seite das Heil einmal kommen wird! Er sah Ehrgeiz und Berechnung im Gefolge von allen. Es schien den Gläubigen immer nur wieder ein Spielen und Versuchen.

Mit dem alten Kienhoff sprach er viel von diesen Dingen. Der suchte keine Schüler, wollte keine Gemeinde bilden, hauste so still für sich als ein entschlossener Junggeselle in seinem kleinen Hause, einsam draußen in den Feldern, wo der Wind wehte und man weit hinausschauen konnte bis zum Thüringer Wald. Laßberg trat hier eigentlich zum ersten Mal ein Mann entgegen, der nach dem eigenen Bewußtsein von Wahrheit und Recht lebte.

Mißtrauisch hatte er spioniert im Anfang, doch in dem Gebäude dieses Lebens war keine Lücke zu entdecken. Kienhoff handelte wirklich nach seinen Überzeugungen. Hatte seinen Posten an der Hochschule aufgegeben, weil er sich unleidlich gemacht hatte, mit seinem strengen Urteil. Eine Verlobung war vor Jahren von ihm gelöst worden, weil er fühlte, daß das Mädchen

innerlich nicht zu seiner Art gehörte und andere Erwartungen an die Zukunft stellte, als er zu erfüllen imstande war. Nun trug er das Wirkungslose seines Daseins, zu dem er selbst sich verurteilt hatte, mit freundlichem Ernst. War ihm jemand sympathisch, so sagte er ihm ruhig und offen seine Meinung. Laßberg hatte er gern. Und Laßberg fühlte: Hier war etwas, das auch ihm zum Halt gereichen mochte. Aber instinktiv empfand er schon mit innerem Widerstreben, daß das alles auch sehr unbequem werden konnte.

Es war die Beobachtung dieses Kampfes in dem jungen Herrn, die den alten Mann anzog.

Heute fragte sich Laßberg mit heimlichem Gelächter, ob der Alte in die Adeline verliebt sei. Es schien ihm, als werde jener dadurch von der Höhe, die er ihm neidete, herabgezogen.

Er neckte Kienhoff mit den Freuden seines Heimwegs: das schöne Mädchen am Arm durch den dunkelnden Wald zu wandeln, habe ihm sicher gefallen.

„Ja ja," sagte der, „da denken Sie wohl gleich allerlei. Sagen Sie mal — wenn die Adeline so eine wäre, zum Tätscheln und Drücken, und mal ein Küßchen hier und ein Küßchen da, — man hätte sie für mich alten Kerl dastehen lassen? Sie haben Menschenkenntnis! Das muß ich bewundern. Warum haben Sie sie denn nicht aufgefordert, waren ja doch ganz weg von ihrem Anblick."

„Ich war verpflichtet, Fräulein von Chatullier nach Hause zu bringen . . ."

„Na ja also . . .“

„Übrigens ein geistreiches pikantes Mädel.“

„Genäschig und verspielt, wollen Sie sagen.“

„Sie urteilen einmal wieder sehr streng, alter Freund. Warum soll ein junges Mädchen nicht mitnehmen, was sich so bietet? Wenn sie dabei graziös bleibt — und natürlich gewisse Grenzen nicht überschreitet. Sehen Sie mal, Ihre schöne Adeline — mein Gott — wenn das Mädchen zu dem Aussehen Temperament hätte — das wär ja eine Göttin . . . .“

„Wissen Sie genau, daß Göttinnen Temperament hatten? Wozu in aller Welt braucht eine Frau Temperament, wenn sie gesund und jung und gütig ist? Ich fahre für einen Tag zum Vesuv herüber und bewundere meinetwegen — ich werde mir mein Haus doch nicht da bei dem Lavadrachen bauen. Das ist ja eben der Unterschied: Liebe ist Euch ein Spiel mit Sensationen geworden. Kein Ernst. Kein heiliger Zweck. Mein Freund: Diese Adeline ist eine Kostbarkeit, wie sie heute nur noch selten aus der Hand der Natur hervorgeht. Sie sagen: langweilig. Darauf antworte ich: gesund, hat Ruhe und Frieden in sich. — Von der wollt ich Kinder!“ Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wäre ich der in meinen jungen Tagen begegnet . . . . Ich sage Ihnen, ich hätte gewußt, was ich an ihr habe. Ein Geschlecht wär' von uns in die Welt gesetzt, das sich hätte sehen lassen können.“

„Und warum jetzt nicht mehr?“ fragte Laßberg leicht ironisch.

„Jetzt?“ murrte Kienhoff. „Dazu ist sie mir zu gut — und ich mir auch. Jugend zu Jugend. Aber ich rate Ihnen, sehen Sie sich das Mädel an — die könnte vielleicht noch was aus Ihnen machen. Und hier möcht ich sie raushaben. Wird ja rein zum Malermodell. Pfui Teufel! Will ihr Lehrerinnenexamen machen .... Hungert sich so durch mit der Mutter ... Na — ich hab's Ihnen gesagt. Überlegen Sie's! Aber nicht etwa ihr Flausen in den Kopf setzen, wenn Sie es nicht so meinen. Dann kriegen Sie es mit mir zu tun. Dazu sind die peintres Chatulliers und Konsorten da.“ Er lachte herzlich. „Sehen Sie, um die ist's auch schade! Ein talentvolles kleines Frauenzimmer. Die habt Ihr schon auf dem Gewissen ...“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Laßberg mit leichtem Lächeln.

„Ach, alter Kunde, Sie verstehen recht gut, wie ichs meine. Es gibt auch eine geistige Verführung.“

„Sie haben ja recht, tausendmal recht,“ sagte Laßberg plötzlich ernst. „Aber sehen Sie — das ist wie Trinken, oder Rauchen — man weiß, es ist ein schädlicher Reiz — es höhlt die Kraft aus — man kann's doch nicht lassen.“

„Ja — freilich — wenn man's nicht lassen kann ... Da ist ja dann weiter nichts zu machen. War-

um schießen Sie sich denn nicht lieber gleich eine Kugel durch den Kopf?“

* * *

Vier Wochen später sandte Dietrich Laßberg die Anzeige seiner Verlobung mit der schönen Adeline in die Welt. Er wollte Kienhoff beweisen, daß es noch junge Leute von Willen und Charakter gäbe.

— — — — — — — — — — — — — —

So war das Märchenglück zu Adeline gekommen. Denn für sie schien's das Märchenglück und Laßberg der verzauberte Prinz, dem sie willenlos und demütig zu Füßen sank.

Laßberg nahm nun vor allen Dingen Adelinens Erziehung energisch in die Hand, sie mußte reiten und schießen, Tennis spielen und Zigaretten rauchen lernen. Er bat Fräulein von Chatullier, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen und diese half mit Vergnügen, die junge Frau für die Kultur zu formen.

Dietrich sorgte dafür, daß ihre schönen Glieder in Spitzen und zarte Seide gehüllt wurden, wie er sich den Körper einer Frau vorzustellen liebte. Er wollte, daß jedermann, auch der Droschkenkutscher auf der Straße und das Fräulein im Geschäft begreifen mußten, warum er, dieser raffinierte Mann, Adeline zur Gattin gewählt habe.

Zuweilen sah ihn Adeline mit ihren großen Augen ernsthaft an und sagte: „Dietrich, das alles ist mir so

peinlich. Du haſt ja das Geld gar nicht zu dem Leben, welches wir führen. Ich bin auch glücklich ohne die vielen ſchönen Sachen.“

— Das gute Kind — ſie dachte, er wolle nichts anderes, als ſie mit dieſen Dingen erfreuen . . . . . Dumm war ſie nicht, nur haftete ihren Äußerungen immer eine gewiſſe bürgerliche Schwerfälligkeit an, die Laßberg nicht mochte.

Sonſt liebte er ſie ja. Und ſie? . . . Sie war einfach ſeine Sklavin, diente ihm in froher Demut und Ergebenheit — hätte ſich auch von ihm mißbrauchen und mißhandeln laſſen, wenn es ihm gefallen haben würde.

Wohl hatte ſie ſich die Ehe anders gedacht — feierlicher und heiliger — ſo wie er als Bräutigam davon geredet hatte, wenn ihr zumute war, wie in der Kirche und als höre ſie ihren Heiland. Aber was hatte ſie denn gewußt?

Anfangs gab ſich Dietrich redliche Mühe, ihre Beziehungen ſchön und zart zu erhalten. Es war ihm ein neues und ungewohntes Vergnügen, mit dieſem unſchuldigen und noch ganz liebesfremden Geſchöpfe ſchonend umzugehen, ſie als ein in den Irrungen des Genuſſes erfahrener Mann, vorſichtig den rechten Weg zu führen. Er empfand oft eine heimliche Rührung über ſich ſelbſt und den naiven, geſunden Frieden ſeiner Ehefreuden. Ab und zu freilich gelüſtete es ihn, mit Adeline zu experimentieren — nur eben als eine Probe, was wohl

noch in der stillen, so innigen und doch so kühlen Frau verborgen sein mochte. Aber bei dem geringsten Versuch, sie in die raffinierteren und gesteigerten Künste der Sinnenlust einzuweihen, las er in ihren Augen Schrecken und banges Erstaunen. Sie tat alles was er wünschte, aber nicht aus Begierde, sondern einfach, weil es ihrem Geliebten so gefiel. Da begann er sich vor ihr zu schämen und das konnte er ihr natürlich nicht vergeben. Es wäre ihm lieber gewesen, sie hätte sich ihm versagt, und ärgerlich schalt er sie in seinem Herzen dafür, daß sie nicht mehr Härte in der Güte besaß.

Es ärgerte ihn, daß die schlanke, weiße, junge Schönheit, die sich doch auf den Kissen des Ehebettes so willig seinen Zärtlichkeiten preisgab, ihn nicht stärker und nachhaltiger zu reizen vermochte. Er empfand darin ein Armutszeugnis für sich selbst und das steigerte seinen Groll gegen sie.

Voll Überdruß konnte er ihren harmonisch gebildeten schönen Leib nach Fehlern und den Malen von Schmerzen und Leidenschaften durchforschen und sich dann gähnend abwenden. Ihre Ahnungslosigkeit empörte ihn. In solchen Augenblicken haßte er Adeline beinahe.

Nach einem halben Jahr ihrer Ehe betrog er seine Frau bereits mit dem peintre Chatullier, der in dem Haushalt des jungen Paares als beratende Freundin weiter aus und einging. Ganz Bernhardshausen wußte, daß zwischen den beiden ein bedenkliches Einvernehmen herrschte — nur Adeline ahnte nichts.

Während er und die kleine Chatullier eines Abends auf Adeline warteten, die ihre Mutter besuchte, hatte das Baroneßchen sich ihm gegeben, auf dem Sofa in seinem Studierzimmer, ganz plötzlich und ungeniert, er war fast davon verblüfft worden.

Aber dann — das war freilich etwas anderes als mit Adelinen. Jedesmal ein neuer Kampf, ein Auf und Ab von Stimmungen, die so reizend und schillernd wechselten, wie die Farben ihrer seidenen Röckchen und ihrer weichen Atlasmieder. Und eine Keckheit in der Lasterhaftigkeit ihrer kleinen Person, die seine Gleichgültigkeit immer aufs neue zu bebendem Verlangen aufstachelte. Welches eigenartige Vergnügen, sie in ihrem schmucklosen blauen oder grauen englischen Tuchkleidchen mit ihrer spröden knabenhaften Grazie neben ihrer würdigen korpulenten, in viele schwarzen Spitzen gehüllten Mama Sonntags morgens in der Kirche zu treffen. Er hatte sich angewöhnt, wieder in die Kirche zu gehen, nur um in seiner Phantasie ihres Wesens Gegensätze zu genießen. Bei dem hochnäsigen, kaum merkbaren Nicken ihres zurückgeworfenen Köpfchens zu wissen, welchen kokettlüsternen Ausdruck ihr Gesicht annehmen konnte, wenn sie ihn neugierig nach den Erfahrungen seines Junggesellenlebens aushorchte. Oder auch lächelnd zu denken, daß sie für ihn Ruf und Zukunft jeden Tag aufs Spiel setzte. Für ihn? Nein, so töricht war er denn doch nicht, sich dergleichen ernstlich einzubilden. Aus Lust am Wagnis, aus Freude an dem pikanten

Erlebnis. Sie wußte auch, daß ihr die Zukunft nichts bieten konnte — sah mit ihrer kalten Verstandesschärfe ihr Los als armes, adeliges Fräulein illusionslos voraus. Sie und er träumten wahrhaftig nicht in Idealen, machten sich gegenseitig nichts weis. Und das eben war ihm angenehm. Hier fühlte er sich zu Hause, war auf bekanntem Boden. Die Kraft der Hingebung, die er zuweilen in Adeline ahnte, hatte ihn bedrückt.

Sie erwartete jetzt schon Mutterfreuden und war damit völlig beschäftigt. Diese Frauen — auch den Besten sind ja die Männer immer nur Mittel zu einem Zweck. Wie war das Weib glücklich gewesen, als der Arzt seine Befürchtungen bestätigte. Er selbst geriet einfach in eine fürchterliche Laune und machte ihr bittere Vorwürfe.

Sinnlos — mußte er sich ja später sagen. Er hatte doch seine Ehe selbst begonnen mit den Nietzsche-Worten: Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung .... Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe, als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Er bat Adeline um Verzeihung, seinen Zorn damit motivierend, daß sie ihm nun nicht mehr so viel sein könne, wie bisher — nicht mehr sein göttlich schönes Liebchen — daß er sie respektieren müsse.

Adeline lächelte dazu, glücklich — ruhig — es

schien ihr nicht einmal leid zu tun. Diese Frauen sind dem Manne doch ewige Rätsel.

Erlösung hatte er auch hier nicht gewonnen — darin hatte der alte Kienhoff sich gründlich geirrt. Die gute Adeline besaß wahrhaftig nicht die Kraft — dieses dämonische Fluidum, welches manche Frauen ausströmen, so daß man rettungslos ihrem Bann verfällt — dieses gewisse Etwas, es fehlte ihr vollständig, trotz ihrer Schönheit.

Adeline lebte in einer seligen Traumwelt. Die kühlen Zärtlichkeiten Dietrichs sagten ihr genügend von seiner Liebe, seiner Erwartung. Ihr ganzes Wesen war aufgelöst in unendlicher Sehnsucht. In der Seele der stillen Frau wogte es von großen starken Gefühlen, die an die Ufer ihres Lebens schlugen wie starke Meereswellen und sie erschütterten bis in die Gründe ihres Seins. Nun hatte alles, was ihre zarte Unschuld erschreckt, und oft tiefer gedemütigt hatte, als sie den lieben Mann ahnen ließ, einen wundervollen Sinn bekommen. Sie war entsühnt und geheiligt. Und er mußte es auch empfinden. Sie fühlte sich ihm verbunden in diesem Wissen, als sei sie nun erst, in einer höheren Weise als in den Umarmungen der Liebe, mit seinem Wesen zu geheimnisvoller Einheit verschmolzen.

Es war fast zur Gewohnheit geworden, daß Dietrich in der Dämmerstunde ausging, ein Glas Bier zu trinken und in die Zeitungen zu sehen, wie er zu sagen pflegte und daß er erst zum Abendessen wiederkam. Aber seit einiger

Zeit blieb er daheim und saß schweigsam rauchend und träumend, während seine Gattin ihm Tee bereitete. Fräulein von Chatullier war mit ihrer Mutter auf einer längeren Reise abwesend. Da Adeline aber nicht den mindesten Zweifel in die Liebe und Treue ihres Mannes setzte, war sie gar nicht darauf verfallen, das Gehen und Kommen Dietrichs mit den Reisen ihrer Freundin in irgend eine Beziehung zu bringen.

Eines Tages empfing er in ihrer Gegenwart einen Brief. Er saß bei ihr und sie sprach leise und lachend zu ihm von ihren Hoffnungen.

Er nahm den Brief, ging von ihr fort, legte sich auf den Diwan, las lange Zeit — immer wieder — immer wieder.

„Ist es etwas Unangenehmes?“ fragte sie.

„O nein, — nein — durchaus nicht,“ antwortete er. Seine Lider waren leicht gerötet, als er nach einer Weile zu ihr zurückkehrte, in seinen Augen glomm der verträumte, schläfrige Ausdruck, den sie kannte. Er war zerstreut. Ein paarmal lächelte er vor sich hin und endlich sah er sie mit demselben Lächeln an. Es war nicht eigentlich ein zärtlicher Ausdruck — es lag beinahe etwas Grausames um seine feinen, schmalen Lippen. Ihr lief ein leichter Schauder über den Rücken, sie begann zu frieren. Und doch überwältigte sie die grenzenlose Sehnsucht, in der sie atmete, verdichtete sich zu der Sehnsucht nach ihm, nach seiner Liebe, die sie begehrte wie nie zuvor, mit einem Durst, einer Gier

und zugleich einer Angſt, als müſſe ſie daran ſterben. Und er nahm ſie an dem Abend mit einer Begierde, wie nur in den erſten Tagen ihrer Ehe. Und doch anders. Seine Leidenſchaft war wilder und rückſichtsloſer. Die Grauſamkeit, die ſie auf ſeinem Geſicht hatte lauern ſehen, ſtürzte ſich auf ſie. Es freute ihn, ihr wehe zu tun, ihr Schaudern und Entſetzen hervorzurufen, ihre Seelenpein mit der ſo plötzlich in ihr erwachten Sinnenglut ringen zu fühlen, — und Scham und Reinheit in ſchmerzlich wollüſtigen Zuckungen vor ſeinen Augen verſcheiden zu ſehen.

Adeline litt tief und ſchwer in den nächſten Tagen. Ihr war, als habe ſie nie zuvor gewußt, was Leben heißt. Sie las auf Dietrichs Antlitz Ekel und Verachtung und fürchtete ſich vor ihm.

Krampfhaft weigerte ſie ſich, ſeinen Zärtlichkeiten nachzugeben. Sie fühlte, daß beide ein Sakrilegium begehen würden, wenn ſie aufs neue ſo in ſeine Hände fiele — ſie wehrte ſich und rang in weinendem Flehen um ſeine Schonung. Aber dabei zeigte ſie in ihrem Weſen eine neue, fremde, nervöſe Kraft und Leidenſchaft und der Kampf mit ihr wurde ihm plötzlich ein toller heißer Reiz. Er beugte ſich ſcheinbar ihrem Willen. Aber er begann ihre Phantaſie zu verführen. Er legte ſich von nun an nicht den geringſten Zwang mehr auf, ſich ihr in einem höheren und idealeren Lichte zu zeigen. Sein feiner und ſcharfer und in der Sünde ſo heimiſcher Geiſt miſchte die gefährlichſten Gifte, ſie in dem ſelt-

samen Rausch von Wollust und Qual, in der er sie versetzt hatte, zu erhalten — es wurde ihm immer mehr eine unnatürlich aufstachelnde Lust, das Auf- und Niederwogen von Abscheu und vor Ekel zitterndem Verlangen an dem jungen Weibe zu beobachten und damit die sichere und instinktive Lasterhaftigkeit des kleinen peintre Chatullier zu vergleichen.

Diesen doppelten heimlichen Genuß zu kosten, zwischen seiner gleichförmigen Arbeit über den alten Pergamenten in den stillen, kühlen und weihevollen Räumen der alten herzoglichen Bibliothek, mit leichtem Lächeln im Vorübergehen die Blicke über die Büsten von Gelehrten und Dichtern gleiten zu lassen und dabei zu denken: Ihr edlen Köpfe wußtet zu eurer Zeit auch etwas von dem zweiten heimlichen Leben, dem wir alle verfallen sind .... alles dies machte das Dasein in dem harmlosen Bernhardshausen doch erträglich interessant.

Adeline verfiel. Ihre Augen waren dunkel umschattet und oft rotgeweint und trübe. Sie wurde von mannigfachen Leiden heimgesucht und man sagte ihr, das bringe ihr Zustand so mit sich. Was galten ihr diese körperlichen Beschwerden gegen den dumpfen Druck auf ihrer Seele, der sie befiel, sobald Dietrich nicht bei ihr war, gegen die unaufhörliche bange Gewissensqual, mit der sie ankämpfte gegen die seltsamen Gespenster, gegen die verstohlen lachenden und grinsenden Fratzen, die ihre Phantasie lüstern peinigten ....

Zuweilen gelang es ihr, sie zu verscheuchen und

sich in den feierlichen und schönen Zustand zurückzuversetzen, in dem sie den ersten Teil ihrer Schwangerschaft verbracht hatte. Aber nie konnte sie lange darin verharren, und sie verfiel aufs neue der Gewalt, die der inbrünstig geliebte Mann auf sie übte. Ihre Liebe selbst wurde ihr zu einem Feuer der Hölle, in dem sie vor Angst fast erstickt, bebend nach Erlösung und Hilfe rang.

Da begab es sich, daß sie einen Brief von Fräulein von Chatullier an Dietrich fand. Ein dummer, unvorherzusehender Zufall spielte ihn in ihre Hände und sie las ihn ganz ahnungslos. Er war nicht unterschrieben, aber sie kannte die Handschrift. Ein Brief — ein Brief — . . . Das Blut drang ihr zu Kopf, sie fühlte es in ihren Ohren brausen, in ihrem Hirne dröhnen, gleich der Gewalt großer Wasser. Sie wurde brennend rot vor Scham. Von Angstschweiß übergossen stand sie wie betäubt.

Vor Wochen noch hätte sie geglaubt, solche Dinge seien überhaupt nicht in Worte zu fassen — jetzt . . . jetzt kannte sie diese Sprache . . . Und so schrieb ein fremdes Weib an ihren Gatten . . . . . .

Und sie las die Worte: Ich weiß ja, daß ich Dich mit ihr teilen muß . . . parbleu, ich bin nicht eifersüchtig — Eifersucht ist ein bourgeoises Laster, das ich nicht in meinem Repertoire zähle . . . . . Ja, laß mich Dir gestehen, mein Freund, zuzeiten schweift meine Phantasie zu Dir und stellt mir Dich und Deine Adeline vor . . . . . .

Ein röchelnder Schrei brach aus der Brust der Frau. Ihre Hände griffen hilflos in die leere Luft und suchten sich an etwas anzukrallen — — rote und blaue Kreise schwirrten vor ihren Augen und wurden zu gelben und schwarzen Sonnen, die sich mit rasender Schnelligkeit drehten. Sie brach in die Knie und lag so, die Hände aufgestützt, wie ein Tier auf dem Boden, in stumpfem Wahnsinn auf die Dielen starrend.

Die Erinnerung an jenen Abend, als der Brief eintraf und Dietrich ihn las, und wieder und wieder las, und zu ihr zurückkehrte, mit dem grausamen Lächeln auf den feinen schmalen Lippen .... die Erinnerung kroch als ein ekles Gewürm durch ihre Seele, daß sie sich wie in einem Krampf von Schauder und Qual zusammenzog, und erstarrte, und aufbäumte ...

Um die Lust der beiden zu stacheln, hatte sie das werdende Leben unter ihrem Herzen geschändet ....

Sie erhob sich plötzlich mit einer übernatürlichen Kraft — — ihr Atem ging schwer und röchelnd, in ihren großen, weit aufgerissenen Augen glomm der fahle Glanz, mit dem das Wild des Waldes, die Todeswunde in der Brust, sich wendet, um sich auf seinen Mörder zu stürzen.

* * *

Eine Stunde später sammelte sich ein erregter Menschenhaufe vor dem Atelier von Fräulein von Chatullier.

Ein Attentat war verübt — ein unbegreifliches Verbrechen begangen worden . . . Eine Frau hatte Herrn von Laßberg aufgelauert, der zum Tee bei der Malerin gewesen, war ihm im Treppenflur entgegengetreten und hatte einen Revolver auf ihn abgedrückt. War er tot? Nein, nur verletzt. Er lag oben im Atelier seiner Freundin. Die Missetäterin war ohnmächtig zusammengebrochen. Man flüsterte, es sei Laßbergs eigne Frau.

Ein schwerer Körper, von einem Tuch verhüllt, wurde durch die neugierig andrängende Menge getragen, in einen Wagen gehoben und fortgeführt.

Ärzte, Polizei, die würdige Frau von Chatullier in ihren vielen schwarzen Spitzen, der Adjutant des Herzogs — alles war binnen kurzer Zeit an der Unglücksstätte versammelt. Herrn von Laßbergs Wunde wurde verbunden.

„Sie konnte niemals richtig zielen," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln auf dem blassen Gesicht. „Ich will übrigens sehen, wie es ihr geht. Die Arme! Es war ein Anfall von Geistesstörung. Nicht wahr, Doktor, man hat das öfter bei Frauen in diesem Zustande? Gnädiges Fräulein, in welche Unordnung habe ich Ihr Atelier gebracht. Verzeihen Sie gütigst die fatale Störung. Mir wird doch etwas schwach — Ihren Arm, Doktor." Und dann leise zu dem Mann: „Glauben Sie, daß man meine Frau arretieren wird? Wenden Sie bitte Ihren Einfluß auf. Ein Skandal

wäre mir entsetzlich! Wer hätte Adeline das jemals zugetraut?“

* * *

In dieser Nacht entfloh eine kleine Seele, noch ehe sie ins Leben hineingeschaut hatte, all seinen Mysterien und Schrecken. Dann brachte man Adeline in eine Nervenheilanstalt. Die Ärzte erklärten, sie habe die wilde Tat in einem Anfall von Geistesstörung begangen. Die gerichtliche Untersuchung wurde niedergeschlagen.

Man erwartete natürlich, Baron Laßberg werde sich von seiner Frau scheiden lassen. Wenn er noch immer mit dem notwendigen Schritt zögerte, so konnte der einzige Grund sein, daß er dann in die Zwangslage geraten wäre, Fräulein von Chatullier heiraten zu müssen. Vielleicht fürchtete er sich davor, errieten einige kluge Damen von Bernhardshausen.

In der Heilanstalt erschoß sich bald darauf ein junger Russe aus Liebe zu Adelinen und aus Verzweiflung, weil sie kalt gegen sein Werben geblieben war. Die Nerven des Jünglings waren wohl nicht sehr widerstandsfähig gewesen, sonst würde er sich schwerlich in einem Sanatorium befunden haben. Aber alle Gäste dort hatten seine verzehrende Leidenschaft beobachtet, es konnte kein Irrtum über die Gründe herrschen, die ihn in den Tod getrieben. Er war der

Sohn eines sehr vornehmen, sehr reichen Grundbesitzers. Die Sache machte viel Aufsehen.

Nach einem Jahr wurde Adeline als geheilt entlassen und kehrte nach Bernhardshausen in die kleine Mansardenwohnung ihrer Mutter zurück. Laßberg hatte ihr zwar brieflich seine Verzeihung zugesichert, aber sie widerstrebte einer Begegnung mit ihm so heftig, daß die Ärzte ihm dringend anrieten, seine kranke Frau zu schonen, und die Sachen vorläufig gehen zu lassen, wie sie mochten. Er nahm also bei der Herzogin längeren Urlaub, der ihm gern bewilligt wurde, und reiste nach Italien. Krank war Adeline noch immer, nicht im Geiste, aber in ihrem armen Körper, dessen Schönheit in diesem einen Jahr böse zerstört worden war. Ihr herrliches Blondhaar war unter der Schere den unablässigen Kopfschmerzen zum Opfer gefallen, und das, was ihr blieb, hatte seinen weichen Glanz verloren, und einen spröden, flatterigen, ruhelosen Charakter angenommen, der freilich zu dem nervös verzerrten bleichgelben, abgemagerten Antlitz ebenso in Übereinstimmung stand, wie die sanften Scheitel und die schweren Flechten früher zu der zarten jungen Rosenröte der weichen Wangen, zu den großen, friedevollen Augen, in denen jetzt unter halbgeschlossenen, leichtentzündeten Lidern ein müder Verdruß träumte.

Trotzdem blieb man noch immer auf der Straße stehen und starrte ihr nach, und sie blieb noch immer eine Sehenswürdigkeit von Bernhardshausen, die man

den Fremden zeigte, wie man ihnen das Theater, die Fürstengruft und die Standbilder der Dichter wies. Die Frau, die auf ihren Gatten geschossen hatte . . . .

Das monströse Ereignis war ein ganzes Jahr lang das Hauptthema in den Kaffeegesellschaften der Damen, bei den Skatabenden der Herren und in den Ballunterhaltungen der jungen Leute, war mit wollüstigen kleinen Schaudern und Entrüstungen in allen Einzelheiten und allen möglichen Voraussetzungen und Folgen durchgegangen worden, und noch war das Interesse daran keineswegs erloschen, als der Tod des jungen Russen und Adelinens Rückkehr in die Heimat es aufs neue zu lodernden Flammen der Neugier anfachte.

Adeline hielt sich von der Öffentlichkeit fern, so viel es ihr möglich war. Sie suchte keinen ihrer alten Bekannten und Freunde auf. Tagsüber saß sie müßig und immer müde in den schrägen kleinen Zimmern, wo sie ihre friedliche Mädchenzeit verlebt hatte, und wo ihre Mutter sie nun schmerzlich und scheu beobachtete, wie ein fremdes, böses, unverständliches Geschöpf, von dem man keinen Augenblick sicher sein konnte, was es nun wieder Schreckliches beginnen werde. In der Dämmerung wandelte sie schleppenden Schrittes die Feldraine entlang, oder durch die entlegensten Schattenwege des herzoglichen Parkes. Auf diesen einsamen Streifereien begegnete sie hin und wieder dem alten Kienhoff, der sie jedesmal respektvoll grüßte, aber sie war zu müde und zu gleichgültig, um den alten Freund anzureden.

Und er achtete ihre selbstgewählte Einsamkeit und richtete niemals das Wort an sie. Ihre Träume bewegten sich mit einer kranken Hartnäckigkeit um den Augenblick, in dem sie die blanke kleine Waffe in der Hand gefühlt und auf Dietrich abgedrückt hatte, sie hörte den eigentümlichen Knall, sah sein plötzlich so jäh erblaßtes Gesicht und das dunkle Blut, das aus seiner Schulter durch den Rock hervordrang und über die weiße Weste lief. Sie dachte mit Ekel daran und doch mit einem Schauder von Vergnügen. Und wie sie den seltsamen Knall eines losgedrückten Revolvers noch einmal gehört hatte — spät abends, als sie schon im Bett lag, vor ihrer verriegelten Tür in dem langen Korridor des Sanatoriums und den dumpfen schweren Fall auf dem Steinfußboden — — und wie sie eiskalt und zitternd lag, und nicht um Hilfe zu rufen wagte, und doch wußte, was da geschehen war. Der junge Mensch hatte ihr vor wenigen Stunden die elegante Waffe gezeigt, die er sich durch die seltsamsten Listen zu verschaffen gewußt hatte. Und sie hatte ihn ausgelacht, mit dem gleichgültigen müden Lachen, das sie all seinem Liebeswerben entgegengesetzt hatte.

Sie sah nun immer seine glühenden hungrigen Augen auf sich gerichtet, sie fühlte die tastenden Berührungen seiner heißen, feuchten, bebenden Hände, die sie mit Ekel von sich abgeschüttelt hatte, und sie litt wie eine böse, tückische Krankheit die Sehnsucht nach seinen Augen, nach seinen fiebernden Händen, den Durst, der sie

heimlich verzehrte: noch einmal, und immer wieder seine Todesqual zu sehen.

Eines Abends, als sie allein zu Haus war, nahm sie eine kleine spitze Schere, stach sich langsam und tief in die Hand, sah lächelnd mit zusammengebissenen Zähnen unter dem Licht der Lampe ihr Blut fließen, legte ihre Lippen auf die Wunde und fühlte den faden Geschmack der roten, zähen Tropfen auf der Zunge.

Das Lächeln blieb auf ihrem Munde und wenn sie nun einem Manne begegnete, blickte sie ihm damit ins Gesicht.

Da drängten sich die Männer voll brünstigen Wollens in ihre Verborgenheit.

Ein junger Pfarrer, den die Mutter gebeten hatte, ihrer armen schwermütigen Tochter mit geistlichem Rat und Trost beizustehen, war der erste. Er beschwor sie, sich scheiden zu lassen, und ihn zu heiraten. Er dachte nicht mehr an seinen geistlichen Beruf, nicht an das Ärgernis, daß er in der Gemeinde bereiten würde. Er sah nur noch sie.

Er war der erste, aber ihm folgten viele andere: einfache tüchtige, welche ihr das zerstörte Leben neu aufbauen wollten, und kalte gleichgültige, lasterhafte, die Exzentrizitäten, Verderbtheiten unerhörter Art in dem Hirn hinter den verschleierten Augen vermuteten.

Es bildeten sich in Bernhardshausen unter den Frauen zwei Parteien, die eine, welche mit ungeheurer sittlicher Entrüstung sich über Adeline ereiferte, und eine andere, welche sie in Schutz nahm, sie unglaublich in-

teressant fand, und als Lockvogel für ihre Salons zu benutzen dachte. Man zerrte sie hinaus in das Gesellschaftsleben des kleinen Städtchens und sie folgte, getrieben von dem lüsternen Verlangen nach Grausamkeit, das allein noch imstande war, ihre Müdigkeit und Unlust zu einer wunderlichen Art von Lebensfreude aufzupeitschen.

Ein Duell zwischen zwei jungen Offizieren, Vettern, fand um ihretwillen statt und fachte das gespannte Verlangen, das mit heißem Atem um sie her auf der Lauer lag, zu wilder eigensinniger Brunst.

Ein Duft von Blut und Wunden ging von ihr aus, wie ein böser heidnischer Liebeszauber.

Adeline wies alle Bewerber am Ende mit höhnischer Verachtung zurück. Aus der zertretenen Güte wuchs allmählich in ihr ein zynischer Dünkel empor und breitete sich durch ihr ganzes Wesen. Die vegetative, etwas indolente Freundlichkeit ihrer Jugend verwandelte sich zu einem wollüstigen Egoismus, der nicht tatkräftig und agressiv vorging, sondern mit einer orientalischen Trägheit auf seine Beute wartete, bis sie sich ihr freiwillig zum Opfer brachte. Und so glücklos war das alles.

Endlich entschloß sich Adeline, hauptsächlich, weil es ihr peinlich war, noch immer Laßberg mit den Kosten ihres Unterhaltes zur Last zu fallen, einen Millionär zu heiraten, und schrieb an ihren früheren Gatten, die Scheidung energischer zu betreiben.

Als Antwort kam Laßberg nach Bernhardshausen zurück. Er hatte zu dem Zweck den Nachtzug gewählt. Während er, in die Ecke eines leeren Coupés gedrückt, bei dem gedämpften Licht der Deckenlaterne zu schlafen versuchte, machte er sich unaufhörlich das Absurde, die ganze Lächerlichkeit seines Vorhabens klar. Es war kein Zweifel möglich — da er sich hier im Zuge sah, unaufhörlich seinem Ziele entgegengetragen — er wollte wahrhaftig die Frau, die versucht hatte, ihn niederzuschießen wie einen tollen Hund, bitten, sich wieder mit ihm zu vereinigen. Wenn es nicht anders ging, wollte er ganz demütig um ihre Liebe werben . . . .

Besitzen mußte er sie wieder — das stand felsenfest für ihn. Eine rasende, böse krankhafte Sehnsucht nach dieser Frau zehrte an ihm, die er befriedigen mußte, koste es, was es wolle . . . . . er biß in sein Taschentuch und schluchzte vor Aufregung in dem einsamen Wagen. Die Sehnsucht war wie ein Schmerz in allen seinen Gliedern. Er empfand in dem Kampf, den der Frühling mit dem Winter kämpfte, die Narbe seiner Schußwunde brennen und stellte sich mit geschlossenen Augen vor, Adelinens Lippen auf jener Stelle zu fühlen, wie sie mit trunkenen, saugenden Küssen sein Blut, seine Kraft, sein Leben aus seinen Adern sog. — — Taumelnd wachte er aus dumpfem Halbschlaf auf und fühlte, wie er im Traum wütende Eifersucht gelitten hatte, weil sie auch von anderen begehrt wurde. Mußte ein Weib von so gewalttätiger Leidenschaft nicht

wieder begehren — nicht erhören? Was galt neben ihr dieser kleine, hohle ‚peintre Chatullier', dachte er mit intensiver Mißachtung seiner einstigen Freundin.

Und er war stolz und glücklich, daß er noch so um eines Weibes willen leiden konnte. Auch die Eitelkeit kitzelte ihn, was die Gesellschaft sagen würde? — Ein Thema für gute und schlechte Witze — aber schließlich . . . was kümmert ihn die Gesellschaft? Er war in gewissem Sinne stolz auf Adelinens Tat. — Immer hatte er etwas Besonderes in diesem Weibe geahnt — warum hätte er sie sonst zu seiner Gattin erhoben?

Und er versuchte sich vorzustellen, wie das in ihr vorgegangen sein mochte — wie das Gefühl gleich einer ungeheuren Meereswelle aus den Tiefen dieses scheinbar so stillen, gleichmütigen Geschöpfes aufgeschwollen sein mußte, mit verheerender Wucht zu seinem Ziele stürmend — ohne einen Moment des Zweifels, des Zauderns — blind und geradezu wie ein Naturereignis . . . . .

Er sprach in Gedanken zu ihr — deutete ihr das eigene rätselhaft schreckliche Tun — und wie mußte sie dankbar sein, sich so verstanden zu sehen . . . . . .

Er wußte, daß sie krank geblieben war, oft von großen Schmerzen gefoltert wurde, und er war gespannt zu sehen, wie das Leiden auf ihren Geist und fast noch mehr, wie es auf ihren Körper gewirkt haben mußte . . . Er würde trauern um die zerbrochene Schönheit und ihre erblaßten schmerzlichen Lippen küssen mit einer

Wollust, die er nie zuvor gekannt — mit der Wollust des Zerstörers.

Aber als er ihr nun wirklich gegenüberstand, gestaltete sich alles ganz anders. Seine Worte klangen zage und scheu.

Die Frau sah ihn schweigsam an und er wurde befangen vor dem kalten und gleichgültigen Ausdruck ihres Antlitzes. Es wurde ihm fast unheimlich dabei zumute.

Diese Frau hatte ihre Macht kennen gelernt und verstand sie zu gebrauchen. Wie eine grausame Kriegswaffe.

Er war vor ihr nur noch ein hungernder Bettler.

Er fühlte das mit einer zitternden, qualvollen Scham. Und konnte doch nicht anders — mußte betteln — ihr sein Verlangen zeigen . . . . .

Aber ihr ekelte vor ihm.

Er sah ihren Abscheu, ihre namenlose, tiefe, kalte Verachtung.

Und schweigend ging er.

* * *

Adeline heiratete den Millionär. Sie liebte ihn nicht, sie hatte auch gegen ihn den krankhaften, schaudernden Widerwillen, den ihr alle Männer einflößten. Aber er war ihr ergeben wie ein Hund, lebte von den Brosamen ihrer Gnade und bedeckte sie mit Juwelen

und auserlesenen Kostbarkeiten, von wilder Eifersucht verzehrt und von Stolz geschwellt über den Schweif von Anbetern, der sich hinter dem blassen, müden, höhnischen Götterbilde bewegte, wie ein Zug von Priestern, welche gezeichnet sind zu einem strengen, Leib und Leben verzehrenden Dienste.

Was in Adelinens Innerem vorging, wußte niemand. Nicht einmal sie selbst. Zuweilen kam es ihr vor, als sei ihre Seele gestorben in jener Nacht, als das zarte, kleine, werdende Leben sich von ihr löste, als habe sie sich ihm vereinigt, um ins Nichts oder in das All zurückzukehren. Ihr Dasein war schattenhaft, öde, unwirklich und gleichgültig.

* * *

Bei einer Gelegenheit besuchte sie mit ihrem Manne Bernhardshausen. Es gab irgend ein großes Fest. Und wieder war Adeline die Königin der Schönheit. Eine Königin der Kunst und des Geschmackes, in ihren wundervollen Gewändern, die eine unauflösliche Harmonie bildeten mit den bleichen, fahlen Farben ihres hochmütigen, verdrossenen Gesichtes.

Eine Gruppe von Herren, die sie als Mädchen gekannt hatten, darunter der alte Kienhoff und Laßberg, schauten ihr nach, als sie am Arm des Herzogs vorüberwandelte.

„Die hat Karriere gemacht," murmelte einer, mit einem Seitenblick auf den früheren Gatten.

„Ja," rief der, indem seine Lippen sich schmerzlich verzogen, „sie kommt aus meiner Schule! Übrigens will ich mich nicht rühmen. Eine ganz ungewöhnliche Frau — eine Frau von großem Stil!"

Der alte Kienhoff rückte seinen Stuhl zurück, stand von dem Tische auf.

Schweigend ging er davon und spie aus. Von der Zeit ab grüßte er Laßberg nicht mehr.

Der kleine Chorist

Es war während des zweiten Aktes einer Lohengrinvorstellung, als ein Fremder im Parkett seinen Nachbarn leise anstieß.

„Nein, sehen Sie mal, den kleinen Choristen da — wie der leidenschaftlich bei der Sache ist — er fiel mir schon vorhin auf — ordentlich heroische Bewegungen hat er. — Und eine Würde . . .“

„Ach, Sie meinen Schachtschabel!“ entgegnete der Einheimische, und ein fröhliches Lächeln verdrängt auf seinem Gesicht den weihevollen Ernst, mit dem er bis dahin Wagners Musik gelauscht hatte. „Ja natürlich, Schachtschabel! Wer kennt Schachtschabel nicht! Sein glühendster Wunsch ist, einmal eine große Rolle zu spielen, am liebsten den Lohengrin selbst . . .“

„Der —“ platzte der Fremde heraus, und hielt kichernd die Hand an den Mund.

„Pst, pst!“ scholl es Ruhe mahnend hinter ihnen. Der Fremde richtete sein Opernglas auf den kleinen Choristen.

Er stand einen Schritt abgesondert von den übrigen Rittern und Mannen, denn er hatte es, alt und dürr

und grau, wie er geworden, endlich bis zum Chorführer gebracht. Nicht weil seine Stimme und Gewalt die Männer beherrscht hätte — ach, lieber Gott, nein, aus diesem Grunde gewiß nicht — sondern weil er am längsten von ihnen allen beim Theater war, und weil er auch gut einsetzen konnte, mit musikalischer Präzision die anderen im Takte haltend.

Man war pietätvoll gegen treu bewährte Diener bei dem guten, kleinen Hoftheater. Man hielt viel auf Traditionen dort. Und selbst der Herzog konnte sich eine Lohengrinaufführung gar nicht ohne den alten Schachtschabel denken. Denn sie beide und die feine, alte Dame mit den silbernen Scheiteln und dem weißen Schal im Parkett, sie waren noch die einzigen, die der ersten Lohengrinvorstellung beigewohnt hatten, als Wagners Genius, ein großes fremdartiges Gestirn, das man nur wie einen jäh vorüberschießenden Kometen betrachten wollte, über Deutschland aufgegangen war.

Die alte Dame, zu jener Zeit ganz jung und sehr schön, hatte die Elsa gesungen.

Sie war Schachtschabels erste Liebe. Ein rasender Neid, eine wilde Eifersucht gegen den Riesenkerl, den Lohengrin, tobte während der ganzen Vorstellung im Herzen des damaligen Kunstnovizen, der erst vor kurzem die väterliche Tischlerwerkstatt mit den weltbedeutenden Brettern vertauscht hatte. Noch prangte ihm das Leben in tausend Hoffnungen, wie der Mai in Blütenbäumen. Warum sollte er es nicht bis zum Heldentenor bringen?

Er hatte auch seinen Goethe gelesen und wußte, was den Künstler ausmacht: ein ganz von einer Empfindung volles Herz. Von fünf Fuß zwei Zoll Länge sprach Goethe kein Wort. Auch von einer gewaltigen Stimme sagte er nichts. Übrigens — Stimmen konnten sich kräftigen und ausbilden, man hatte merkwürdige Beispiele. Das Herz, darauf kam's an!

Als der hehre Gralsbote sich zu der reinen Maid herniederbeugte und feierlich in der atemlosen Stille des Publikums die Worte sang: „Elsa — ich liebe dich!" da tat Schachtschabels Herz einen wilden, gewaltigen Schlag und die Schauer eines heiligen Gelübdes zuckten durch sein ganzes Sein:

In zwei Jahren werde ich an der Stelle dort stehen, werde ich Elsa an meine Brust ziehen, in zwei Jahren werde ich, Schachtschabel, die Worte singen: „Elsa — ich liebe dich!"

* * *

Seitdem hatte Schachtschabel schon sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Chorist gefeiert, und wie bald, so erlebte er auch das fünfzigjährige.

In all dieser langen, langen Zeit hatte er die Erfüllung seines Wunsches nicht erreicht, nur ein einziges Mal eine Heldenrolle spielen zu dürfen.

Er beurteilte die Charaktere der verschiedenen Intendanten nach der Art und Weise, wie sie diese seine Hoff-

nung behandelten. Der eine hatte ihn stets ermahnt, nur fleißig zu studieren, um seine Technik zu vervollkommnen. „Denn die Technik — die Technik, lieber Schachtschabel . . .! übers Jahr vielleicht — da können wir ja einmal weiter sehen . . .“

Der zweite hatte ihm auf die Schulter geklopft, und ihm auseinander gesetzt: der Chorführer sei im Grunde die wichtigste Person bei der Oper. Einen Heldentenor fände man schließlich immer, aber bis Schachtschabel ihm nicht einen Mann schaffen könne, der den Chor so sicher leite, wie man es jetzt gewohnt sei, so lange wollte der Intendant die Verantwortung nicht übernehmen, ihn den Lohengrin spielen zu lassen. Und Schachtschabel hatte Selbstgefühl — er wußte niemand, der ihn im Chor vertreten konnte.

Dann kam wieder ein neuer Intendant. Der hörte ihm mit sonderbarem Lächeln zu und unterbrach ihn ärgerlich: Ein Mann, der nicht das Militärmaß und statt dessen einen Zungenfehler habe, der solle froh sein, wenn man ihm im Chor ein Plätzchen gönne. Bei anderen Bühnen würde man überhaupt nicht so viel Rücksicht nehmen und ihn in seinem Alter noch behalten.

Gegen den neuen Herrn Intendanten hatte Schachtschabel eine böse Abneigung. Machten die Sänger und Sängerinnen unzufriedene Bemerkungen über einen Befehl ihres Chefs, dann nickte er feierlich mit dem grauen Kopfe, hob das magere Händchen und legte es mit

einer seiner ausdrucksvollen Bewegungen auf die Brust, als deute er schweigend auf das Geheimnis, das dort verborgen ruhte, und das, wenn er es nur hätte offenbaren wollen, die Stellung des Herrn Intendanten bedenklich erschüttern würde. Aber er duldete stumm. Nur seine Augen blickten schmerzlich — Augen, die das Warten mit einem trüben Schleier überzogen hatte, einem Zimmer gleich, das eines Gastes harrt, der nicht kommt — zuletzt legt eine gleichmäßige feine Staubschicht sich über alle Gegenstände, die einst so festlich und fröhlich glänzten.

Er war zu klein. Er hatte nicht einmal das Militärmaß. Und in dem dürftigen abgezehrten Körperchen, für welches die Rittermäntel immer erst ein Stück umgenäht werden mußten, in dem Kopf, auf dem der Helm, um nicht übers Gesicht zu fallen, mit einer dicken Schicht Watte abgefüttert sein mußte, brannte in Leid und Qual und zehrendem Feuer eine heroische Seele, die nach Ausdruck rang, nach Taten, die sie nicht fand.

Es empörte den alten Schachtschabel, zu sehen, wie der Heldentenor und der Bariton sich Kneipgeschichten erzählten, während sie in ihren funkelnden Rüstungen, auf ihre Stichworte wartend, zwischen den Kulissen standen. Wie gleichmütig sie an ihre erhabenen Rollen gingen! Wie sie ohne Gefühl und ohne Leidenschaft ihre herrlichen Stimmen herausschmetterten, jungen Pferden gleich, die in den Morgen wiehern. Ja freilich,

seine Stimme hatte den Wohlklang nicht wie die ihre; feindselige, gehässige Naturen konnten sogar von einem Zungenfehler sprechen. Auf solche Äußerlichkeiten einen so ungebührlichen Wert zu legen! Empfand er, Schachtschabel, dafür nicht tausendmal tiefer und in andächtigem Entzücken die Schönheit des Genius, der zu ihnen redete durch sein Werk? Auf dem von Furchen durchzogenen, blassen, kränklichen Gesicht mit der großen, etwas schiefen Nase, spiegelten sich alle Empfindungen, welche die Helden bewegen sollten.

Und immer wieder mußte der Regisseur mahnen: Schachtschabel, drängen Sie sich nicht vor! Schachtschabel, benehmen Sie sich nicht auffällig! Sie lenken die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich.

Aber daheim bei seiner Mutter gab es keinen Intendanten und keinen Regisseur, da war Schachtschabel Herr im Hause, wenigstens in dem Teil des wackeligen Hintergebäudes, das er mit der alten Tischlerwitwe bewohnte, einem Stübchen und zwei Kammern nach dem Hof hinaus und davor ein Stückchen hölzerner Galerie, wie man sie noch in den Höfen der ganz alten Häuser findet. Hier durfte Schachtschabel seine Meinung frei und unumwunden äußern. Hier fällte er scharfe, schneidende Urteile über neu einstudierte Opern, über neu engagierte Sänger und Sängerinnen, wie über die berühmtesten Gäste. Hier stapfte er auf seinen kurzen Beinchen erregt hin und her und warf sich in die Brust, fuhr mit den Armen durch die Luft und sang und

rezitierte, und funkelte seine Mutter mit so wilden Blicken an, daß das geduldige alte Weibchen hinter seinem Kaffeetöpfchen ordentlich einen Schrecken bekam. So zeigte er ihr, wie man's machen müsse! Aber die Leute hatten alle kein Feuer im Leibe, kein wahres Pathos.

„Mei Sohn hat Ihnen a Verständnis fürs Theater — ich sprech' Sie, das is Sie kraß!" erzählte die alte Tischlerfrau den Nachbarinnen. Schachtschabel war allmählich in seinen Kreisen eine Autorität geworden. Man fragt ihn, ob das neue Stück es lohne, ein Billett für die Galerie anzuwenden. Denn er kannte ja alles viel besser als die übrigen Mitwirkenden, die eben nur ihren Teil in die Hand bekamen. Er schrieb nämlich die Rollen aus. Das war bei der Oper geradezu ein Vertrauensposten. Denn was kam dabei nicht auf eine falsche Note an! Und wie oft mußte die Arbeit so schnell abgeliefert werden, daß Schachtschabel genötigt war, die ganze Nacht aufzubleiben, um sie rechtzeitig fertig zu bringen.

So saß er denn in seinem alten grauen Schlafrock, dessen einst purpurfarbene Troddeln zu einem gelblichen Lila verblaßt waren, Filzpantoffeln an den Füßen, von Stille und Dunkelheit umgeben, in dem kleinen Lichtkreis des Petroleumlämpchens über das Notenpapier gebeugt, trank ab und zu ein Schlückchen Kaffee, um sich zu erwärmen, und schrieb und schrieb. Die Orchesterstimmen, die Melodien und Leitmotive begannen vor seinem innern Ohr zu tönen und lebendig zu werden

— er sah die Sänger und Sängerinnen auf der Bühne sich bewegen und hörte sie ihre Leidenschaften in Duetten, in Rezitativen und Koloraturen auskämpfen.

Da kam es oft seltsam über ihn und nur der schweigsame Mond, der schräg über die wackelige Galerie hereinblinzelte und schon so viel Wunderliches auf Erden belauscht hat, war Zeuge des heftigen Schaffensdranges, von dem Schachtschabel dann mit einem Mal ergriffen wurde.

Er sprang auf und trabte mit seinen Filzschuhen lautlos und unruhig in dem niedrigen Zimmerchen umher, wie ein sonderbares graues Tierchen in seinem Käfig. Dann wühlte er in den Fächern des altfränkischen Sekretärs, bis er einen Stoß liniierten Papiers gefunden hatte. Und nun strömte er in hastigen und verwilderten Zügen, die kaum noch Ähnlichkeit mit seiner korrekten Abschreiberhandschrift zeigten, alles aus, was er eben aus den fremden Werken in sich aufgenommen hatte, vermischt und durchsetzt mit Stellen aus früher kopierten Sachen. Verse, Melodien, Arien, ganze Szenen entstanden so aus einem tollen Chaos von Erinnerungen. Und sein Kopf brannte, der Staubschleier der Enttäuschung flog von seinen Augen, daß sie wieder glühten wie in der Jugend. Seine Glieder zitterten vor Erregung. Ehrlich glaubte er, alles aus eigenster Kraft hervorzubringen. Er begeisterte, berauschte sich an seinem Werk, summte, brummte, gestikulierte und war glückselig. Denn wahrhaftig, was er da leistete, er, der kleine

Schachtschabel, das erinnerte ja an Mozart, Beethoven, Wagner — an alles Schönste, das je der Menschheit geschenkt worden war.

Streckte dithyrambische Trunkenheit ihn in der Morgendämmerung, wenn es kalt im Stübchen wurde, endlich taumelnd und erschöpft auf sein Lager, so mußte er sich doch nach kurzem Schlaf wieder aufraffen, die vergessene Abschreiberei zu beenden. Dumpfen Kopfes, mit verstörten Sinnen, fand er plötzlich, erstaunt und gekränkt, so manche Anklänge an seine eigenen Kompositionen in dem neuen Stücke. Er holte das in der Nacht entstandene Werk herbei — da war ja der Beweis! Allmählich setzte sich ein Groll, eine Bosheit, ein Mißtrauen gegen Komponisten und Dichter in ihm fest. Sie bestahlen ihn. Es war gar nicht mehr zu leugnen. Wie sie zu seinem Eigentum gelangen konnten und an seinen Sekretär, wie sie es möglich machten, diese gemeine Schlechtigkeit zu begehen — er wußte es nicht. Es geschah viel Unerhörtes in der Welt, was man nicht so ohne weiteres geglaubt hätte.

Sein Wesen nahm mehr und mehr etwas Geheimnisvolles an, etwas Prophetisches, das sich in Andeutungen von kommenden Dingen und furchtbaren Enthüllungen gefiel, Enthüllungen, die mit einem Schlage die ganze deutsche Musik- und Literaturgeschichte umgestalten mußten. Er bekam auch seine Gläubigen, der alte Schachtschabel. Von den Pforten, die zu der Welt des Ruhmes, des offiziellen Erfolges führen, hatte man

ihn zurückgestoßen. Dafür fühlten sich die Verkannten, Unterdrückten, Unzufriedenen, die bei jedem Theater grollend vegetieren, von ihm angezogen. Die kleine Theaterelevin, die keine Rollen bekam, der Maschinist, der einmal vom Regisseur mit einer Grobheit beschenkt, der Chorist, dessen Bitte um Zulage abschlägig beschieden worden — sie fanden Labung und Trost in Schachtschabels feierlichem Richterton. Sie nahmen ihn ernst. Und von ihnen durfte hin und wieder jemand einen Blick auf den sich von Jahr zu Jahr mehrenden Stoß von Manuskripten in dem Sekretär werfen. Ihnen wurden die Versprechungen der früheren Intendanten, die in Schachtschabels Phantasie einen legendären Glanz und Umfang angenommen hatten, vertraut. Und unter diesen Troßleuten der Kunst verbreitete sich allmählich die Ansicht, daß in dem alten Schachtschabel wieder einmal ein Genie unterdrückt worden sei.

* * *

Mit festlichem Rauschen und Klingen verkündet die hochzeitliche Musik, daß Elsa von Brabant im Brautschmuck nahen sollte, zum Münster zu wandeln.

Schachtschabel wurde unruhig. Er schleuderte den Mantel über die Schulter, streckte das rechte Bein vor sich in eine ritterliche Stellung. Sein schmales, welkes Gesicht zuckte nervös.

So war es immer. Das Herz schlug ihm bei

dieſer Stelle jedesmal in unſinniger Erwartung. Als nahe nun ſein Glück und ſchreite langſam an ihm vorüber, ohne daß er es doch faſſen und halten durfte.

War es das Jauchzen und Jubilieren der Flöten und Geigen, der brauſende, erlöſte Jubel der Blasinſtrumente, der die atemloſe Spannung ſeines Weſens verurſachte? Oder der fürſtliche Brautſchmuck, in dem Elſas junge Schönheit ſiegreich prangte, als ſie aus der Kemenate trat, von hinſtrömender Seide und wehendem Schleier und goldenen Locken umwallt? Während ſie feierlich die Treppe hinab wandelte, vor ihr herziehend eine Schar von Kindern, welche hohe brennende Wachskerzen in den Händen trugen, huldigte ihr die Seele des kleinen Choriſten mit inbrünſtiger Andacht.

Er betete dieſe Elſa an, wie vor mehr als vierzig Jahren die alte Dame mit den ſilbernen Scheiteln und dem weißen Schal im Parkett von ihm angebetet wurde. Schachtſchabel hatte jede Elſa geliebt, die ſeitdem im Hoftheater engagiert worden war. Und während er ſelbſt alt wurde, die Zeit an ihm zehrte und nagte, glitt ſie über ſeine ewig eine und doch ſtets wechſelnde Liebe dahin wie Wolkenſchatten über eine Blumenwieſe. Sie ſtrahlte und blieb ein vollblühendes, blondes Weib. Ihr Hals, ihre weißen Arme waren friſch und weich und rund, heute wie damals. Durch ihrer Locken Fülle zog ſich kein graues Haar und ihre Stimme klang reich und voll und melodiſch. Und heute wie vor vierzig Jahren geleitete ſie ſein Herz, von Neid zerquält,

zum Münſter, wo ſie mit dem hohen Recken vereint werden ſollte — dem Retter aus Todesnot und Gefahr . . .

Allmählich — in der letzten Zeit fühlte Schachtſchabel, daß ſeine Lebenshoffnung ihm entſchwand wie hinter einem trüben Herbſtnebel. Er wurde alt und ſehr gebrechlich. Nein, er würde niemals an jenes Helden Stelle ſtehen, niemals ſingen dürfen: „Elſa — ich liebe dich!“ Und Abſchied nehmend heftete er ſeine Augen mit einem ſehnſüchtigen und doch entſagenden Blick auf das ſchöne, ſtolze Weib, welches langſam an ihm vorüberſchritt, während die Schleppe ihres Mantels über ſeine Füße ſtreifte.

Das Orcheſter brauſte in einem Sturm von Tönen, geſpannt blickte das Publikum dem Vorgang entgegen, der ſich als der Beginn des tragiſchen Geſchickes vor der Türe des Münſters abſpielen ſollte, — da geſchah das Unglück . . .

Indem Ortrud ihre verhaßte Feindin beiſeite drängte, ſtrauchelte Elſa über das Kleid der Gegnerin — veränderte bei dem Verſuch, ſich aufrecht zu halten, jäh ihre Stellung . . . Ihr Schleier wehte über die Wachskerzen der Kinder — hochauf loderte die helle Famme — faßte die lang wallende Lockenfülle und Elſa ſtand in einem Feuermeer.

Ein gellender, hundertſtimmiger Schrei . . .

Schon brennt die Seitenkuliſſe — in toller Flucht ſtürzen hilferufend die Ritter und die Frauen von der Bühne hinaus . . . Eine wilde Panik ergreift das Publi-

kum — kreischend, polternd, stampfend ringt es um die Ausgänge.

Nur einer ist dem brennenden Weibe entgegen gesprungen, reißt sie an sich, hält mit Riesenkräften die in Todesangst um sich schlagende, und preßt ihr Haupt fest an seine Brust. Eine Feuergarbe schießt ihm glühend ins Antlitz. Ein Aufschrei entringt sich ihm. Aber mit den bloßen Händen reißt er den Schleier ab, zerdrückt die Flammen ihres Haares.

Und dann schießt ein breiter Wasserstrahl der Feuerwehr über sie beide hin.

Er ist plötzlich still. Auf der Bühne ein nasses, rauchgeschwärztes, dampfendes Chaos von Zerstörung und Graus.

Der Vorhang senkt sich. Ein Teil des Publikums kehrt beruhigt zu den Sitzen zurück, um zu hören, was denn eigentlich geschehen ist. Die Schauspieler umdrängen und stützen die schwankende Sängerin. Sie taumelt noch unter dem Einfluß des überstandenen Schreckens, aber sie kann sprechen — sie scheint nur wenig verletzt — das ist wie ein Wunder.

Der kleine Chorist liegt ohnmächtig zu ihren Füßen. Man hebt ihn auf — ein Schmerzgewimmer ertönt — den Leuten entfährt ein Ausruf des Entsetzens. Von seinen Händen fällt das verbrannte Fleisch — seine Augenhöhlen sind zwei glühende Wunden.

* * *

Und man trägt den Ächzenden in das armselige Hinterhaus. Ein Arzt ist zur Stelle. Man sucht ihm Erleichterung zu verschaffen.

Der alte Schachtschabel ist plötzlich vorgerückt in die Region der großen Heldenrollen und des offiziellen Ruhmes. Achtundvierzig Stunden lang ist er das Tagesgespräch. Der Herzog schickt seinen Leibdiener. Die alte Primadonna läßt sich nach seinem Befinden erkundigen — die erste Elsa, welche ihm so ahnungslos den unsinnigen Wunsch nach Künstlertum und Größe ins Herz gesenkt hat. Und der Intendant kommt in eigener Person, ihn seiner Hochachtung zu versichern.

Er liegt im Fieber und stöhnt in grausamen Qualen. Der alte Schachtschabel hört und sieht nicht mehr, wie sein Debüt auf die Menge gewirkt hat.

Am Abend des dritten Tages tritt Elsa von Brabant selbst an sein Lager. Sie hat sich zu ihm fahren lassen. Noch ist sie bleich und erschöpft, noch sind die Wunden ihres Halses nicht verheilt. Aber ihr Antlitz und seine vollblühende, junge Schönheit, ihre klangvolle Stimme, ihr Ruhm und ihr Leben ist unversehrt, und sie will ihrem Retter danken. Man hat ihr gesagt, daß sie nicht mehr viel Zeit dazu haben wird.

Als der kleine Chorist das Rauschen des seidenen Gewandes hört — als er eine leichte Frauenhand auf seinem Haupte fühlt, da ist es, als kehre das Bewußtsein ihm zurück. Er hebt sich in den Kissen, wendet

ihr das von Verbänden bedeckte, schreckenerregende Antlitz zu. Seine Augen, die trüben, verstaubten Augen, die so lange auf eine heroische Tat, auf das große Glück gewartet haben, sind von den lohenden Flammen verzehrt und auf immer erloschen. Mühsam und heiser dringen Töne aus seiner Kehle. Sie beugt sich zu ihm nieder, stützt ihn mit ihren Armen und lauscht. Lallend, stammelnd, mit röchelnder Brust, versucht der alte Schachtschabel zu singen: „Elsa — ich liebe dich!“ Dann fällt er zurück und zuckt noch ein paarmal und ist tot.

Solche, die geliebt werden

1.

Es war eine stürmische, regenfeuchte Überfahrt gewesen.

Aber nun war das Ziel endlich erreicht, und der Seestern mit seiner Ladung müder, seekranker, durchnäßter Passagiere glitt langsam und vorsichtig in den kleinen Hammerhafen.

Nur wenige Tapfere trotzten auf dem Verdeck, im Kampf mit ihren sich biegenden und ächzenden Regenschirmen, den wütenden Güssen, um doch zu sehen, wo und wie man landen würde. Die Mehrzahl erwartete, im Zwischendeck aneinandergepfercht, stumpfsinnig ihr weiteres Schicksal.

Die Luft war von warmem Öl- und Teergeruch, von Speisedünsten, von menschlichen Ausatmungen und dem Dampf aus all den feuchten Kleiderstoffen und Stiefeln fast bis zur Unerträglichkeit vergiftet. Einige Ungeduldige fochten auch hier noch, beim Schein einer schwankenden Petroleumlaterne, einen Kampf um bessere Plätze, oder um ihr Gepäck, oder um irgend etwas Unbestimmtes, und durchbrachen mit Rufen und Klagen, mit Arm- und Beinstößen die Stille einer erschöpften

Erwartung, die man ertrug, weil sie doch nur Minuten währen konnte.

Hedwig stand in ihr tropfendes Plaid gewickelt, die kleine Sportsmütze tief in die Stirn gezogen, schweigend unter der Menge. Eine Dame fragte sie aufgeregt, mit wahnsinnig rollenden Augäpfeln, ob sie ihren Kofferschlüssel nicht gesehen habe. Das junge Mädchen schüttelte nur den Kopf. Sie hatte die Absicht gehabt, sich auch an Deck zu begeben. Aber vor der Schiffstreppe angelangt und die schmalen Stufen hinaufblickend, erfaßte sie eine plötzliche Mutlosigkeit. So blieb sie, an das Geländer gelehnt, unten und wartete, bis der Schwindel vorüberging, und das Gefühl, als trage sie das große Rad von der Pariser Weltausstellung in ihrem Innern und es setze sich langsam und unwiderstehlich in Bewegung, sie wieder verließ. Wenn sie die Zehen bewegte, so entstand ein gluckſendes, plantschendes Geräusch in ihren Halbschuhen, welches ihren überreizten Nerven der Gipfel des Abscheulichen dünkte. Darum verharrte sie wieder regungslos, auf ihren inneren Frost lauschend. Sie hatte vorhin, ohne in ihrem elenden Zustand darauf zu achten, lange mit den Füßen in einer Wasserlache gesessen. Während sie in einen dumpfen Halbschlaf versank, war ihr durch ein Loch in der Ölleinwand, mit der man das vortreffliche Fahrzeug notdürftig vor den Regenfluten und den Sturzwellen zu schützen suchte, still und sicher eine kleine Traufe in den Nacken geronnen und hatte Kleid und Wäsche hoffnungslos durchnäßt.

Das alles war sehr unangenehm, und ein Gefühl verzweifelter Verlassenheit überkam das Mädchen. Sie war noch niemals zuvor in ihrem Leben so allein und schutzlos gewesen und — Gott sei Dank — sie würde es auch nie wieder sein.

Wenn die unbarmherzige See sie wieder schaukeln würde, dann war er bei ihr . . .

Sie fühlte förmlich, wie er mit seinen sicheren, ruhigen Bewegungen das Plaid fester um sie ziehen und besser ordnen werde, sie drückte sich an das Eisengeländer und meinte, seinen Arm zu spüren, der sich um ihre Schulter legte, sie zu stützen und zu halten. Sie schloß die Augen und versank fassungslos in einer Woge von Sehnsucht, die ihr Herz überschwemmte und weit fortriß aus der augenblicklichen Bedrängnis. Sie würde lange Seereisen mit Richard machen . . . Sie wußte es ja, daß das ihr Los sein würde und sie wollte es auch! Es überkam sie ein wollüstiger Rausch, für ihn zu leiden und zu dulden.

Allmählich war der Seestern an der Rhede festgelegt und die Landungsbrücke aufgeschlagen worden.

Die Passagiere drängten hinaus.

Hedwig wurde von ihnen geschoben und kam wie im Traum, gleichsam ohne Willen, auf den schmalen, schrägen Brettersteg, der unter ihren Füßen schwankte.

„Geben Sie acht, daß Sie nicht fallen," sagte jemand, und eine Hand streckte sich ihr entgegen, ihr das Billett abzunehmen.

Sie blickte auf das Land hinüber, wo in der schon beinahe nächtlichen Dämmerung des Regentages hohe Berge sich dräuend am Himmel abzeichneten.

Auf der schmalen Hafenmole standen Touristen mit Schirmen und Männer mit Transtiefeln und Öljacken, sowie Zollbeamte, die das Schiff erwarteten.

Alles rief und schrie durcheinander.

Einige Laternen, die umhergetragen wurden und einen spiegelnden Glanz auf den Wasserlachen weckten, vermehrten nur die Dunkelheit und Verwirrung.

Matrosen schleppten das Gepäck ans Land.

Mitten in dieser Nässe und Finsternis begannen die Zollbeamten unwirsch in den Koffern umherzuwühlen, während die Reisenden teils versuchten, ihr Eigentum zu schützen, teils über den unbehaglichen Zustand jammerten und schimpften, teils sich in der ihnen fremden Sprache notdürftig mit den Abgesandten der verschiedenen Hotels zu verständigen trachteten, um ein Quartier für die Nacht zu bekommen.

Das war nicht eben leicht. Denn die Insel galt für eine schöne, von der Kultur noch wenig berührte, einsame Zufluchtsstätte.

Darum stürzte sich alljährlich eine Menge von Menschen mit einer kindischen Gier nach allem Neuen auf diese Schönheit und in diese Einsamkeit, um alles zu zerstören und sich obendrein unglücklich und zwecklos vorzukommen.

Hedwig stand und wartete, bis man auch ihren Koffer öffnen werde. Sie ließ gleichgültig den Regen auf sich niederplätschern, erschöpft und schmerzbetäubt von einer unsinnigen Erwartung, die sich nicht erfüllt hatte.

Vorhin, während sie auf schwankendem Brett die wenigen Schritte aus dem Innern des Schiffes zur Mole hinüberstieg, empfand sie, daß sie damit ihre ganze Vergangenheit hinter sich zurückließ — vor ihr öffnete sich das unbekannte Land ihrer Zukunft — und sie sah es unwirtlich in feuchte Dunkelheiten gehüllt, von unruhigem Geschrei erfüllt vor sich als einen schmalen, gefährlichen Streifen sich dehnen, der hinausführte in eine gänzlich unbekannte und schreckensvolle Nacht.

Ihre Augen irrten über die Umrisse der Männergestalten, die ihr in einer fremden Sprache unverständliche Dinge zuriefen, nach der breiten und starken Schulterlinie, die sie kannte, ihre Ohren lauschten gespannt nach einem vertrauten Klang . . . Sie fühlte, Richard müsse hier sein und sie erwarten — er konnte nicht von ihr verlangen, daß sie dies alles allein auf sich nahm. — Dort, vielleicht unter jenen Schirmen auf der andern Seite des Seiles, das der Hafenwächter vor den andrängenden Neugierigen ausgestreckt hielt, würde er stehen . . . . Mit Schnelligkeit drängten sich die Bilder in ihrem Hirn: er würde schweigend ihr die Hand drücken, ihren Arm unter den seinen ziehen — sie in einen Wagen packen und an einen Ort führen, wo es

warm, trocken und hell war. Dort durfte sie in seiner Liebe ausruhen und wieder froh werden. Es war ja so selbstverständlich, daß er da war, trotzdem sie wußte, daß er eigentlich gar nicht kommen konnte. — Er hatte es innerlich begriffen, daß sie nicht stark und sicher war, wie sie zu sein schien — daß sie ihn, seine körperliche Gegenwart, in diesem kritischen Augenblicke so notwendig brauchte wie niemals vorher in der Geschichte ihrer Leidenschaft. Er machte es eben möglich, hier zu sein und erließ ihr damit diese schreckliche Prüfungszeit. Liebe ist ja hellseherisch — Liebe hört den Schrei in der Seele des anderen — auch wenn kein Hauch davon in die Luft dringt . . . Dort hinter dem Seil mußte er stehen, ungeduldig, verzweifelt, daß man ihn nicht zu ihr ließ. Sie ergriff das nasse Tau und schüttelte es, sich hinüberbeugend, um unter die Schirme zu blicken. Der Hafenwächter faßte sie am Arm, zog sie abwehrend zurück, da sagte eine Stimme dicht vor ihr:

„Ach nein! Die Komtesse!“

Es war eine weibliche Stimme, und Hedwig wurde es plötzlich klar, daß Richard nicht hier war.

Sie wurde durch diese Stimme gleichsam in die Wirklichkeit zurückgeführt.

„Andersen“ — sagte sie matt, „ich weiß nicht, was das ist — ich bekomme mein Gepäck nicht, und ich habe kein Quartier für die Nacht . . . Und mir ist sehr schlecht.“

„Haben Sie nur noch ein bißchen Geduld, es kommt schon alles in Ordnung, ich will schon für Sie

sorgen," sagte die weibliche Stimme wieder, und es war, als dringe ein Fluidum von Beruhigung und Trost damit unter dem spiegelnden und tropfenden schwarzen Seidendach hervor. Aber Hedwig fühlte das nur entfernt, sie konnte es nicht in ihr Herz aufnehmen, das vor Schmerz und Enttäuschung zitterte.

Sie stand schweigend und ließ den Regen auf sich niederträufeln, als sei er ein Strom von Tränen.

Männer forderten Schlüssel von ihr, sie kniete auf den nassen Steinen, in den Wasserlachen nieder, und ihre bebenden Finger tasteten vergebens an den verquollenen Riemen ihres Koffers umher.

Plötzlich schleuderte sie dem Zollbeamten ihr Schlüsselbund fast ins Gesicht und rief heftig:

„Das ist ja unerträglich! So helfen Sie mir doch — was sind denn das alles für Menschen hier..."

Der Mann hielt seine Laterne über das blasse Mädchengesicht, in dem dunkle Brauen sich über hellgrünen Augen böse zusammenzogen. Er sagte ein dänisches Wort und bedeutete ihr, daß sie erlöst sei, indem er eine Marke auf das Gepäckstück klebte.

Als sie sich emporrichtete und Schirm und Plaid ergreifend, sich nach rückwärts wendete, der trostreichen weiblichen Stimme zu, hob er seine Laterne noch einmal, um ihren Lichtschein auf die schlanke Erscheinung fallen zu lassen, die da so jäh vor ihm aufgetaucht war und deren seltsamen, zornigen, tränenblitzenden Blick er heimtrug in sein einfaches Strandhäuschen.

2.

Hedwig und Luise Andersen saßen auf einer von den Klippen, welche die dänische Felseninsel in die See hinaussendet, wo sie nun, rötlichen und schwarzen, phantastisch geformten Ungeheuern gleich, von den Wellen umspült in einem geheimnisvollen, steinernen Schlaf zu ruhen scheinen, während schwefelgelbe und silbergraue Flechten ihr langsames und lautloses Farbendasein auf ihnen führen.

Die See war still geworden in der Nacht. Sie lag ausgebreitet wie ein feines Tuch aus silbergrauer Seide von einem zarten Gekräusel durchwoben.

Am Horizont trennte ein scharfer, dunklerer Streifen sie von dem gleichfarbenen Himmel.

In all diesen weichen, aufgelösten grauen Tönen schwamm ein Boot, von dem man nur das Segel erblickte, das wie der Flügel eines weißen Meervogels in langsamer, kaum spürbarer Bewegung über der Flut schwebte.

Hedwig lag auf dem Felsen ausgestreckt, den Kopf auf Luisens Schoß gebettet.

„Wie schmiegsam sie ist," dachte Luise, „in jeden Lehnstuhl versteht sie sich so weich hineinzuschlängeln, als gehöre sie nur gerade an den Platz. Es wird einem ordentlich behaglich, wenn man sie ansieht, nur, weil es ihr so wohl zu sein scheint. — Müßte ich sie nicht hassen, wenn ich ein starker Mensch wäre?"

Ihre Fingerspitzen spielten bei solchem Sinnen mit dem braunen knisternden Haar, das in flatternden Löckchen die Stirn des Mädchens bedeckte.

Hedwig hielt schläfrig ruhend die Lider geschlossen und öffnete sie nur zuweilen blinzelnd ein klein wenig.

Die Nacht hatte sie, da alles mit Gästen überfüllt war, in Luisens Zimmerchen verbracht, wo man ihr ein Feldbett aufschlug. Der Raum glich einer winzigen Schiffskajüte. Und durch das enge Beieinandersein hatte sich eine plötzliche Intimität zwischen ihnen gebildet, die bisher noch nicht bestand.

Luise blickte mit ernstem, nachdenklichem Ausdruck zur Komtesse nieder.

„Wie lange wollen Sie hier bleiben?"

Eine leise Röte stieg Hedwig vom Halse bis in die Stirn. Sie hob den Kopf und blickte auf das Meer.

„Ich weiß nicht," sagte sie zögernd. „Ich weiß es wirklich nicht. Es hängt nicht ganz von mir ab."

„Wird Ihre Mutter auch hierherkommen?

„Nein."

„Ich meine, man müßte dann doch für ein bequemeres Zimmer sorgen. Deshalb frage ich."

„Ja — Sie Gute . . . . Nein, es kommt niemand von den Meinen . . . . . ich gehe auch nicht wieder zurück . . ."

Hedwig senkte die Augen, während sie diese Worte sprach. Ihre Hand pflückte, ohne daß sie davon wußte,

kleine grüne Farrenspitzchen, die sich zwischen dem Gestein hervordrängten.

Luise biß die Zähne in die Lippen und verharrte schweigend.

Es war also, wie sie zu hören erwartet hatte. Seit sie Hedwig gestern abend unter den Passagieren des Seesternes auftauchen sah, wußte sie, daß es so sein mußte.

Sie hatte es ja kommen sehen . . .

Und deshalb war sie fortgegangen — recht weit fort, um allein zu sein mit der Natur und mit ihrer Arbeit, um das alles zu vergessen, sich aus der erotischen Atmosphäre, wie sie sich innerlich ausdrückte, in eine schärfere, härtere Luft zu retten. Und nun fühlte sie, daß sie auf irgend eine Weise dennoch in dieses Schicksal verflochten werden würde. Und eine Angst befiel sie, wie den Soldaten vor der Schlacht.

Glück mit ansehen müssen — Zärtlichkeiten, kleine neckische Vertraulichkeiten . . .

Was half die ewige Rebellion gegen das Leiden? Es naht doch unfehlbar und muß gelitten werden.

„Kommt Laurentius?“ fragte sie mit verhaltenem Atem.

Hedwig schnellte auf, erglühend.

„Woher wissen Sie denn?“

„Ach Kind, das sahen wir doch alle. Sie gaben sich beide auch nicht die geringste Mühe, ihre Gefühle für einander zu verstecken!“

„Ja, warum sollten wir denn auch?“ fragte Hedwig, glücklich lachend.

„Warum sollten Sie auch?“ wiederholte Luise träumerisch, und beide schwiegen.

„Nun will Ihre Familie die Verbindung nicht zugeben?“ fragte Luise. „Sehen die Grafen Kehlheim noch so strenge auf das unverfälschte blaue Blut?“

„Ach, daß Richard bürgerlich ist, war es nicht allein,“ rief Hedwig, plötzlich zu einer eifrigen Lebendigkeit erweckt, „das wäre doch zu unsinnig gewesen! Aber das andere war mindestens ebenso dumm. — — Anfangs meinte Onkel Jobst, wenn ich durchaus wolle — Laurentius sei ja schließlich Reserveoffizier . . . Dann hörten sie von . . . ach Luise, Sie ahnen ja nicht . . . das alles klingt so abgedroschen, wie aus alten vergilbten Leihbibliotheksbüchern — und existiert doch immer noch wirklich. Sehen Sie, — Laurentius hat doch über den Zwischenkiefer geschrieben — daran scheitert nun beinahe mein Glück.“

„Ich verstehe gar nichts.“

„Onkel Jobst erkundigte sich, um zu erfahren, was das mit dem Zwischenkiefer auf sich hat — ob's auch nichts Sozialistisches wäre! Er hört, daß Laurentius seiner wissenschaftlichen Stellung nach ein bedingter Anhänger von Darwin genannt werden kann — verstehen Sie recht — ein bedingter Anhänger — und er gibt dem Mann, als er um mich anhält, einen glatten, runden Korb.“

„Wie darf er denn? Er ist doch nicht Ihr Vater!“

„Er war mein Vormund — Gott sei Dank, bin ich dieser Fessel entwachsen — aber er ist doch noch Familienoberhaupt. Davon können Sie sich ja keinen Begriff machen. Er führt bei den Familientagen den Vorsitz. — Lassen Sie uns von etwas anderem reden, Andersen."

„Und Sie wollen gegen den Willen Ihrer Familie . . .?"

„Gewiß — aber natürlich will ich! — Laurentius geht doch diesen Winter in wissenschaftlichen Zwecken nach Sumatra. Nun, da gehe ich eben mit! Wissen Sie, das reizt mich ungeheuer. Vielleicht einen Tiger sehen! Wir haben schon alles besprochen. Er trifft jetzt seine Vorbereitungen. Mama hatte mich — um darüber hinzukommen — zu Tante Alvensleben nach Saßnitz geschickt. Köstlich, was? Die Zerstreuungen von Saßnitz müssen ja ein krankes Herz heilen! Das konnte ich nicht ertragen, die Sticheleien, Blödsinnigkeiten, Réunions, — überhaupt den Ton in unsern Kreisen — Luise, ich kann das nicht mehr! Darum bin ich eben weitergefahren und habe Tante Alvensleben erklärt, ich träfe hier mit einer Freundin zusammen. Niemand wird mir nachspüren. Daß ich nicht nach Hause schreibe — daran ist nun Mama allmählich gewöhnt — Laurentius wird mich hier abholen, und wir fahren über Kopenhagen nach England. Die deutsche Grenze habe ich also schon überschritten."

„Ich weiß nicht," sagte Luise zweifelnd, „mußte

das alles so gewaltsam sein? Ihre Verwandten sollten doch wohl mit Geduld und Überredung zur Vernunft zu bringen sein? — Mama hat Sie ja doch studieren lassen!"

„Na, Andersen, die Szenen vorher! Und Sie denken, ich soll mich da ein Jahr lang bei Mama hinsetzen und langsam und geduldig überreden? Da kennen Sie mich schlecht! Da wär' mir die ganze Geschichte schon zuwider geworden. Und dann, gerade dies Heimliche gibt ja der Sache so einen entzückenden Reiz. Richard hatte ja natürlich anfangs tausend Bedenken. Aber im Grunde freut's ihn doch, daß ich Mut habe und Entschlossenheit!"

„Und in England werden Sie getraut?"

„Das überlasse ich ihm. Wenn er es nicht mag, ist es mir auch recht. Wirklich, Andersen, ich lege auf diese Äußerlichkeiten kein Gewicht."

„Kindskopf!" sagte Luise Andersen traurig.

„Finden Sie mich sehr ruchlos, gute, alte Andersen? Das kommt mir so sonderbar vor, die Wichtigkeit, die mit allen diesen Dingen getrieben wird. Vertrauen zueinander haben — grenzenloses, unbedingtes Zutrauen, das ist doch ein und alles."

„Und das haben Sie zueinander?" fragte Luise in einem fremden wunderlichen Ton. „Sind Sie sicher, daß Sie Ihren Entschluß niemals bereuen werden? Ich glaube, nur den geringsten Hauch von Reue würde Laurentius nicht verzeihen."

Hedwig schlug die Augen zu ihr auf.

„Sie sprechen plötzlich ganz wie Richard. Sie haben förmlich Ähnlichkeit im Ton der Stimme mit ihm. Was hat er mich gequält mit seinen Bedenken . . . — Und wissen Sie, was er jetzt von mir verlangt? Ich soll mich prüfen, ob meine Liebe stark genug ist, Mama und Onkel Jobst und meine Jucker mit dem Dogcart und unsre Kreise und ich weiß nicht was noch alles aufzugeben! In der Einsamkeit soll ich mich prüfen — unbeirrt durch seine körperliche Gegenwart. Ist das nicht ganz Laurentius?“

Sie lachte hell. Und dann sagte sie mit einer unendlich liebreizenden Schwärmerei:

„Wie ich diese strenge Hoheit an ihm liebe . . . Luise — er ist ein reiner Mensch.“

„Das ist er,“ wiederholte Louise. Sie zog ihre Uhr und sagte ruhig: „Komteßchen, ich will vor Tisch noch arbeiten. Wir sehen uns dann wieder.“

Hedwig war verblüfft über diese plötzliche Wendung.

Aber sie blieb gern allein und fühlte den weichen Seewind über ihr Gesicht gleiten und mit ihren Haaren spielen, als seien es liebkosende Finger.

Sie mußte daran denken, daß sie zu Anfang ihrer Bekanntschaft mit Laurentius eifersüchtig auf Luise Andersen gewesen war.

Sie hörte noch den gleichmäßigen, friedlichen Tonfall der Stimmen, in dem die beiden lange Unterhaltungen am gemeinsamen Mittagstisch der Pension Schäfer

in Berlin zu führen pflegten, und versuchte, heiter mit ihren Erinnerungen spielend, sich in die Gemütszustände jener ersten Tage zurückzuversetzen. Beginn der Studentenjahre — Eintritt aus der Existenz eines emanzipierten Landpommeränzchens in ein mildes Bohèmetum, das freilich vorläufig nur in dem Bewohnen eines sehr wohlrenommierten, gutempfohlenen und höchst anständigen Familienpensionates, sowie in dem Besitz eines eleganten Kollegienmäppchens und einer kecken Sportmütze bestand — nicht zu vergessen die tägliche Sensation, die der Eintritt ihres schlanken Persönchens mit den tadellosen seidenraschelnden Röcken in den Hörsälen verursachte. Denn wenn auch offiziell die Studenten die weiblichen Kommilitonen nicht beachteten — mein Gott, Hedwig, Gräfin Kehlheim, hatte noch nicht einmal nötig gehabt, das schwere Eichenportal zu den Hallen der Weisheit selbst zu öffnen. Es trieben sich, wenn sie zu kommen pflegte, immer einige Jünglinge in der Nähe dieses Portals umher, die sich dann doch für verpflichtet hielten, ihr gewandt oder linkisch, munter lächelnd oder mit scheuem Ernst diesen Ritterdienst zu erweisen.

— — Und nach der dürren Steppenwanderung bei der einsamen, eigensinnigen, zähen Vorbereitung zum Abiturium nun die sprudelnde, schwärmerische Begeisterung für das wirkliche und wahrhafte Studium, das Eintreten in die Wissenschaft . . .!

Hedwig lächelte, — wie weit lag das alles schon

hinter ihr — eine gänzlich vergangene Lebensperiode — und war doch erst ein halbes Jahr her.

Sie hatte immer schnell und sprunghaft gelebt.

Mit vierzehn Jahren die glühende Frömmigkeit, während der sie mit wollüstigem Grauen der alten Ludwigen im Dorf die Krebswunden verband und Krankenschwester werden wollte. Dann plötzlich die jähe Leidenschaft für den Vetter Karlemann — die Zusammenkünfte im Park mit wilden, scheuen Küssen und erstickten Gelächter, in der sie alle Schauer heimlicher Sünde durchschütterten, trotzdem ihr nun das Ganze unschuldig genug vorkam . . . Und die letzte abscheuliche Szene mit ihm, in seinem Zimmer bei gepackten Koffern, als er ihr Vernunft predigen wollte und daß nun alles ein Ende haben müsse und sich weigerte, ihr zu schreiben, weil ihn das kompromittieren könne, und sie den Revolver auf dem Tisch packte, und von wütenden Zornträumen blind auf ihn zielte, und er dann mit ihr um die Waffe rang . . . Und sie auslachte . . .! Und die Periode des Hasses gegen ihn und alle, alle Männer . . . Und gegen Gott! Gegen den am meisten. Und wie sich ihr Lebensdrang auf die Arbeit stürzte, sie ein großer Wohltäter der Menschheit werden wollte . . . Arzt, Operateur — Zeiten, in denen ihre Phantasie nächtlicherweile sich an den Bildern von Blut und Wunden und zuckenden Gliedern weidete, um sich von dem strengen Zwange zu erholen, mit dem ihr ungestümer Wille sie bei Tage während des Lernens gefangen hielt.

Immer jäh eruptive Umwälzungen ihrer ganzen Anschauung und Empfindungswelt . . .

Und in dem heißen Drang zu der Wissenschaft, in dem sie sich fast vorkam wie ein geniales, auserwähltes, geschlechtsloses Wesen, plötzlich unterbrochen von Richard Laurentius . . . Ein Sturm von Gefühlen, die sie für ganz aussichtslos hielt. Denn er kam zu Schäfers, wie alle Welt dort wußte, um Luise Andersen zu treffen, und beide wurden von ihrer Umgebung für eines jener auserlesenen Menschenpaare gehalten, die gleiches hohes Streben, gleiche Ziele und starke geistige Sympathie aneinanderketten zu ernstem, harmonischem Verein. Er hatte auch an eine Lebensverbindung gedacht, die sich aus der herzlichen Freundschaft entwickeln möge — hatte er Hedwig später gestanden.

Hedwig wollte sich weismachen, daß der Triumph über die Nebenbuhlerin um nichts zur Erhöhung ihres Glückes beigetragen habe, und widmete Luise seitdem eine zarte Freundschaft voll lieber, kleiner Aufmerksamkeiten, die jene still und vornehm duldete. Hedwig fand dieses Benehmen schön und heroisch — aber eine Wenigkeit naiver Mißachtung für die schwächere Natur mischte sich in ihre Bewunderung. Ihr war solcher Edelmut fremd. Als die Unterlegene würde sie sich gerächt haben.

— — Die Sonne war langsam und zögernd zwischen dem Grau hervorgedrungen und schien mit einer stechenden Wärme, die weiteren Regen verhieß. —

Hedwig fühlte behaglich die goldenen Strahlen auf Nacken und Rücken spielen.

Lichtgrüne Bänder zogen sich durch die silberne Flut.

Von einem Felsen weiter hinaus, auf dem viele weiße Möwen saßen, stiegen einzelne der Vögel mit schrillem Schrei in die Luft und ihre ausgebreiteten Flügel glänzten im Sonnenschein.

Wie einsam es hier war. Oben bei den Hotels, wo die Fremden sich drängten, würde man nicht geglaubt haben, noch so stille Stunden am Klippenrande verträumen zu können.

Hedwig streckte sich, lehnte den Kopf gegen die Felsen und schloß die Augen.

Nach der ruhelosen Nacht in der engen Kammer auf dem harten Feldbett, nach den inneren Aufregungen der letzten Wochen überschlich sie eine schwere Müdigkeit. Die Sehnsucht zu dem geliebten Manne quälte ihre Sinne, ihr Blut, bis ihr endlich über den unbestimmten, durstigen Erinnerungen seiner bräutlichen Liebkosungen das Bewußtsein mählich schwand.

3.

Zwei Stunden später stand Hedwig Kehlheim auf dem heidebewachsenen Hochplateau, welches den Glanzpunkt der Insel, die gewaltigen zerbröckelnden Mauern

und Türme eines alten Königsschlosses und das Pensionat Johannsen trug.

Die rotgelben Ruinen mit ihren grasbewachsenen Höfen und ihren wuchtigen Zinnenkronen ragten trotzig in den fahlen Mittagssonnenschein, und hinter ihnen dehnte sich die jetzt stahlschwarze Meerflut.

Das Pensionat Johannsen lag still und langweilig mit seinem grauen Dach und den vielfenstrigen weißen Wänden an der staubigen Landstraße, als Zeichen moderner Gastlichkeit standen eine Wage und ein Schokoladenautomat vor seiner Tür.

An einem Tische neben dem Eingang saß unter einer Leinwandmarquise an einem eisernen Gartentisch eine alte Dame und häkelte.

Sonst schien das schmucklose Haus ganz verlassen — aber das schien nur so, denn es beherbergte in diesem Augenblicke nahe an vierzig Menschen, die, in seine vielen kleinwinzigen Stübchen verteilt, beschäftigt waren, sich mit Kamm und Bürste, Wasser und Seife zu dem gemeinsamen Mittagsmahl zu rüsten.

Hedwig blieb auf der Landstraße stehen und lachte, so komisch erschien ihr das Pensionat Johannsen mit seiner Wage und seinem Schokoladenautomaten in der rauhen und großen nordischen Landschaft.

Die alte Dame sah von ihrer Arbeit empor und richtete auf Hedwig einen verwunderten und tadelnden Blick. Man lacht doch nicht, wenn man ganz allein ist, dachte sie wohl.

Hedwig stieg die kleine Treppe in ihr Dachkämmerchen hinauf und begegnete einem Herrn, der einen gewaltigen Bauch vor sich hertrug, und dessen feiste Wangen rot und blau erglänzten. Da wurde ihr Gesicht noch viel fröhlicher, denn sie hatte denselben Herrn soeben im Bade beobachtet, wie er mit einer Netzjacke und rosa Badehosen angetan, die Glatze von Seetang umkränzt, der ihm zottelig über die Ohren niederhing, ungefüge gleich einem Böcklin'schen Seeungeheuer, durch die hellgrünen Wellen patschte und täppische Scherze mit ein paar jungen Mädchen trieb. Er grüßte Hedwig zuvorkommend. Sein Gruß war von einem leichten, aber vielsagenden Zusammenkneifen der Augen begleitet, denn er hatte sie gleichfalls beim Baden bemerkt und war überzeugt, dort eine zugleich heitere und imponierende Figur gespielt zu haben. Hedwig wurde rot vor unterdrücktem Gelächter, ihre grünen Augen glitzerten in heimlicher Lust, während sie anmutig den Gruß erwiderte und eilig davonschlüpfte.

Sie warf sich, bei Luise Andersen angekommen, auf ihr Feldbett und wand sich in nicht endenwollendem Gekicher, bis es schließlich auch die ernstere Freundin ansteckte und diese lachend fragte, was denn nur geschehen sei.

„Ach nichts!“ rief Hedwig atemlos und trocknete sich die Lachtränen, „eigentlich gar nichts! Ich habe nur gebadet! Oh —! Anfangs war mein weibliches Gefühl außerordentlich chokiert, als ich in das kleine

Bretterhaus kam und die blonde däniſche Badefee von einer Menge von Jünglingen und Greiſen umringt ſah. Ich dachte natürlich, ich hätte die Herrenzeit erwiſcht und wollte mich beſchämt davonſchleichen, aber ſie lieferte mir friedlich einen Schlüſſel aus, und ſo begab ich mich denn, ſtumm vor Staunen, in meine Kabine, um nachher, ſittig in die langen Falten eines Bademantels drapiert, mitten unter dem Mannsvolk zum Strande hinabzuwandeln . . . O Anderſen — Anderſen . . . Die Geſtalten! Nein — das Weib verſuche die Götter nicht, und begehre nimmer zu entdecken, was ſie gnädig verhüllen mit Hoſen und Fräcken!“ —

„Die meiſten Fremden hier ſind ja leider liebe Landsleute —“ ſagte Luiſe gelaſſen, „und eine ſchöne Raſſe ſind wir Deutſchen nicht. — Aber ich denke, das iſt eine allbekannte Tatſache — warum regen Sie ſich ſo darüber auf, Komteſſe?“

„Ich finde das aufregend,“ rief Hedwig. „Es erſchütterte mich, ſo viele häßliche Männer, mit krummen dürren Beinen oder mit fetten Wänſten zu ſehen . . .“

„Die Frauen ſind ja gerade ſo.“

„Mag ſein — aber die gehen mich ja nichts an . . .“

„Die ſollten uns doch viel mehr angehen!“

„Ach Anderſen — ich könnte mich in keinen häßlichen Mann verlieben! Halten Sie mich für gräßlich oberflächlich — aber wenn Richard keine geraden Beine gehabt hätte — nun und nimmermehr! Und wäre er

der beste und klügste Mensch auf Gottes Erde! . . . Wissen Sie — zu Haus, auf dem Gut, konnte ich manchmal aufs Feld laufen und den Knechten zuschauen, wie sie die Erntewagen beluden, oder die Getreidemieten türmten — wenn so ein Kerl da oben stand, und die gewaltigen Garben schwenkte, und die Sonne ihm auf die offene Brust schien, und die Arme so heiß und braun — ha —!" Sie zog die Luft durch die Zähne, und eine Blutwelle schlug ihr ins Gesicht, während sie auf dem Rand ihres Bettes saß und mit der Spitze ihres Fußes keck in der Luft auf- und niederwippte. „Da war unser Vorarbeiter — der arme Bursche war wie verrückt in mich vernarrt — ich habe sündhaft mit ihm kokettiert, das muß ich schon zugeben. Es reizte mich, wenn er auf dem Hofe stand und zitterte, sobald ich an ihm vorüberging . . .

— — Andersen — bin ich 'ne ganz schlechte Person?" Sie fiel plötzlich dem andern Mädchen um den Hals und drückte ihren Kopf stürmisch an deren Brust.

„Ach — liebe — liebe Andersen — er hat mich gerade lieb, wie ich bin! Er weiß alle Dummheiten, die mir durch den Kopf gegangen sind und versteht mich so gut! — — Er ist eben seiner Macht sicher . . . Eingebildet sind sie doch alle. — Ha, jetzt muß ich mich menschlich herrichten!"

Sie wand ihr nasses kurzes Haar zu einem kuriosen kleinen Knoten irgendwo schief auf dem Kopfe zu-

zusammen, wusch sich die Hände und polierte lange an ihren feinen spitzen Nägeln.

„Ein junger Mensch in einem blauen Trikot war da," sagte sie, ohne den Kopf zu wenden, „der schwamm ausgezeichnet."

Die beiden jungen Mädchen gingen zu Tisch, wo viele scheue und neugierige Blicke sich auf sie richteten. Denn im Fremdenbuch standen sie als Fräulein Doktor Luise Andersen und Hedwig Gräfin Kehlheim, stud. med. Das war doch immer noch etwas Besonderes.

4.

Luise saß am offenen Fenster über das Mikroskop gebeugt. Das Licht war ungünstig und die Luft unter dem niedern Holzdach unerträglich schwül. Vor ihrem Fenster schwatzten zwei Damen laut und eifrig:

„Es gibt Frauen, die das Fleisch nicht ansehen, wenn es vom Metzger kommt," hörte Luise. Und die andere bekräftigte, jede Silbe akzentuierend, mit unendlicher Verachtung:

„Ja, es gibt solche Frauen . . . Aber ich sage immer, man soll keinem Menschen trauen."

Vor einer halben Stunde standen an derselben Stelle ein paar Malerinnen und tauschten mit zwei jungen Leuten Mikoschanekdoten. Wenn die Herren gar zu deutlich wurden, so waren die Fräuleins ent-

rüstet und wollten nicht zugeben, daß sie angefangen hatten. Und wenn die Herren dann die Geschichten für sich behalten wollten, so waren sie auch entrüstet und es gab Hin- und Herstreiten und lautes Gelächter.

Luise verfolgte unter ihrem Glase die Lebensbedingungen eines der primitivsten unter den Kleinen, in dem überhaupt noch kein Geschlecht zu unterscheiden war, und ihre Gedanken gingen von da zu den Gegensätzen, die vor ihren Augen und Ohren zwischen ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen klafften. Sie war traurig.

Alle Schönheit und alle Freiheit suchen die einen in schmutzigen Geschichten, und alle Pflicht und Tapferkeit die andern im Chikanieren und Quälen ihrer Nebenmenschen, dachte sie hoffnungslos. Wer von uns erreicht es, ein innerlich und äußerlich harmonisches Leben zu führen, in schönem Frieden der Seele und Fülle und Behagen des Geistes?

Welch ein Mißverstehen ihrer Natur, wenn es Hedwig einfiel, Arzt werden zu wollen . . . Und doch wie begreiflich, daß sie es will, weil sie an sich raffen muß, was sie nur an Reichtümern um sich her ahnt . . . Aber geistiger Reichtum ist wohl von uns Frauen vorläufig nur auf dem Weg der Askese, und ach, wie mühselig, zu erwerben . . .

Sie dachte mit jähem Schmerz an die Fülle menschlichen Wissens und feiner, scharfer Erfahrung, die dem regsamen Kinde nun von dem geliebten Manne geschenkt werden würde.

Sie erinnerte sich, wie keines der köstlichen Gespräche, die ihr tausend neue Ausblicke geöffnet hatten, zwischen ihr und Laurentius mehr zustande gekommen war, seit er Hedwig kennen lernte; wie er alle feinsten Blüten seiner Bildung zum Strauße wählte, sie dem jungen Geschöpf in den Schoß zu legen, und unermeßliche Tiefen ahnte, wo eine geschickte und reizvolle Anempfindung ihn täuschte. Und wie sie bemerken mußte, daß all sein Wesen in erhöhter Kraft vibrierte, berührt von dieser warmen und unmittelbaren Natur, die nur das Ursprünglichste und Einfachste von ihm wollte und um dies Eine zu erreichen in tausend bunten Farben schillern konnte.

Wie wenig schien dagegen, was sie, Luise, zu geben vermocht hatte — nur sich selbst, wie sie im Kampf des Daseins und im Ringen um Ernst und Kraft geworden — wohl mutig und wahr, aber doch auch müde, — früh ermüdet, von Einsamkeit und Entsagung. Hatte sie vielleicht gerade das in sich ertötet, was er brauchte —? Luise kam sich recht vor, wie ein guter alter Kachelofen, der die Stube den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch schön warm hält. Aber der, für den sie das Heim hätte behaglich machen können, der lag lieber draußen im Wald, wo zuckende Flammen wirre Lichter in des Lebens geheimnisvolle Dunkelheiten warfen.

Verstand Richard Hedwigs Wesen? Erwartete er wirklich nichts anderes? Dann war ja alles gut. Oder

glaubte er an Kräfte in ihrer Seele, die ihrer Natur gerade so entgegengesetzt waren, wie der schwere und verantwortungsvolle Beruf eines Arztes, den sie doch auch mit so glühender Begeisterung angestrebt hatte?

Luise wurde müde von all dem Grübeln und Beobachten.

Täte sie nicht besser, abzureisen?

— — Dieser sonderbare Zug zu dem Mädchen ... Als könne sie sie nicht lassen. Sie war eifersüchtig für Richard. Es kränkte sie, wenn nur das heiße Begehren eines Mannes Hedwig streifte. Die Geschichte von dem verliebten Vorarbeiter war ihr peinlich bis zum Schmerzgefühl. Hedwig zog die Blicke der Männer auf sich, wo sie ging und stand. Ohne eigentlich schön zu sein. Ohne irgend etwas Besonderes zu tun oder zu sagen, ohne sich auffallend zu benehmen. Nur durch die Art, wie sie in eine Tür kam, wie sie ging und sprach und sich niedersetzte — weil alles förmlich strahlte und duftete von mühsam zurückgehaltener Lebenskraft.

Dieser Wärme konnte Luise selbst nicht widerstehen. Sie hatte Hedwig lieb — eine aus Bitterkeit und Süße gemischte Liebe, die einen quälerischen, unheimlichen neuen Reiz in ihr Leben brachte.

Sie hörte ein leises, leichtes Trällern unter ihrem Fenster und wußte: das war sie.

Ihr Herz begann zu klopfen, mit ängstlich flatterndem Schlag, daß es ihr weh tat, sie die Augen schloß und ihre Hände sich beunruhigt öffneten und schlossen.

Hedwig warf ein Steinchen gegen das Fenster.

Luise stand auf und blickte hinaus.

Die Komtesse stand ganz rosenrot, vom Sonnenschein durchglüht, mit um die Stirn flatternden krausen Haaren.

„Andersen, Andersen — gleich 'runterkommen — habe einen herrlichen Fund für uns getan. Setzen Sie Ihren Hut auf! — Nein, ich erzähle nichts, gar nichts. Sie werden ja sehen. Andersen — wenn Sie mich nicht hätten — Sie würden bis an Ihres Lebens Ende in dieser schrecklichen Pension sitzen und unter dem Lärm dieses Menschenpacks leiden. Na ja — und wenn's die Leute hören — Menschenpack noch mal!"

„Andersen — ein Märchenhäuschen . . ." erzählte sie aufgeregt weiter, als Luise neben ihr anlangte, „so ein kleines Versteck, um stille, frohe Tage zu durchleben — so wie wir's jetzt brauchen! So mit einer Wiese dahinter und einem Apfelbaum — da lassen wir uns einen Tisch und ein paar Stühle hinstellen und studieren, daß uns der Kopf raucht. Wissen Sie, Richard will ja, daß ich Malayisch lerne. Bücher habe ich mit — wie's gehen wird, weiß der Deibel!"

„Ach, Luischen — teuerstes Luischen, ich bin ja so selig über meinen Fund. Hoffentlich schnappt ihn uns niemand fort! Und wie ich glücklich bin, daß ich Sie gefunden habe — mit der ich über Richard schwatzen kann — die ihn so gut kennt, so tief versteht. Nachts lassen wir die Tür zwischen unsern Zimmern offen — gelt, das tun wir?"

Sie faßte Luise um die Taille und schmiegte sich weich an sie, die mit leisem Griffe Hedwigs Hand in die ihre nahm.

„Ich habe oft Sehnsucht nach Richard, daß ich's kaum ertragen kann. Ich muß jemand haben, um mich auszusprechen! Wie geht das nur mit Bräuten in langen Verlobungszeiten . . ." Sie sah in die Ferne und bemerkte nicht, wie Luisens Lippen zu zittern begannen.

„Manch' eine muß ein ganzes einsames Leben ertragen," sagte Luise mit der Gelassenheit, die eine lange Ubung der Selbstüberwindung ihrer Stimme verlieh.

„Ja — Andersen, das ist aber etwas anderes," philosophierte Hedwig weiter. „Da ist man nicht so mitten drin im Feuer. Da gibt's Jahre, in denen man nichts hört und sieht von Liebe. Sonst — ja sonst begreife ich einfach nicht, daß die Frauen nicht in Scharen verrückt werden."

„Sie werden's ja," murmelte Luise.

Hedwig streifte sie mit schnellem, verstohlenem Blick und wurde plötzlich still.

„Sie rasen nicht alle gleich," sagte Luise leise, „und toben ohne Kleider auf der Straße herum — nein, das tun sie nicht. In dem Punkt können Frauen sich so merkwürdig beherrschen. Heimlich hegen und pflegen sie ihre Verrücktheiten und lassen sich von ihnen aufzehren, wie von tödlichen Giften, die doch nur ganz langsam und allmählich wirken. Ich habe Frauen — Mädchen gekannt, an denen war kein Gefühl und kein

Gedanke mehr gesund — sie wären unfähig gewesen, auch nur das Geringste, zu dem ein klarer Kopf gehört, im Leben zu leisten — und doch machten sie den Eindruck von normalen Menschen, wie andere auch . . ."

„Andersen," sagte Hedwig, „da würde ich lieber auf die Straße gehen und mir irgend einen schönen Bengel holen."

„Hilft denn das?"

„Ach Gott, man muß eben nicht sentimental sein."

„Ja — ja . . . Hedwig, Sie könnten das auch nicht."

Hedwig zog die Brauen hoch.

„Ich weiß nicht. Aber was ich weiß: jetzt wird uns unser Märchenhaus fortgeschnappt. Das Mannsbild, das da um die Ecke bei den Klippen biegt, das hat Absichten — darauf nehme ich Gift."

„Ich sehe ja gar kein Haus. Halluzinieren Sie, Komtesse?"

„Nein, das ist's ja eben. Versteckt, wie zu entzückendstem Erleben! Aber nun Trab, Andersen — oder wenn Sie nicht so fix können, lassen Sie mich voran! Dieser verfluchte Engländer . . ."

Die Komtesse nahm ihre Röcke zusammen und sauste wie der Wind die staubige Chaussee am Meeresstrande entlang.

Ein paar Inselbewohner sahen ihr erstaunt nach und schüttelten bedächtig die Köpfe. Sie begaben sich zu einer Baptistenandacht zwischen den Klippen, hielten

ihre Gebetbücher zwischen den Händen, und ein so ungestümes Dahinsausen eines jungen Menschen schien ihnen bedenklich. Luise, die mit ruhigem Gruß an ihnen vorüberkam, gewann ihnen mehr Beifall ab. Aber die Gestalt des dahinstürmenden Mädchens mit dem flatternden Stirnhaare störte später noch ihre Andacht, als ihre eintönigen Stimmen in das Rauschen der Brandung über die öden Felsen klangen.

Hedwig hatte erreicht, was sie wollte. Sie sprang an dem Jüngling mit den losen englischen Pantalons und dem bauschigen Tennishemd vorüber, rannte vor ihm her über die Wiese, die von schwarzen Felsen rechts und links eingefaßt und abgeschlossen wurde, und auf der, hinter knorrigen Obstbäumen versteckt, ein niederes Häuschen sich bescheiden in die Bodensenkung duckte.

Eine alte Frau stand bei einigen Johannisbeersträuchern und streifte ihre roten Träubchen in ein Schüsselchen. Sie war sehr rund und lachte vergnügt, als sie die Komtesse erblickte.

Hedwig setzte ihr liebes, zutrauliches Gesichtchen auf, kostete von den Beeren, und bezeigte durch Gesten ihren Genuß daran, klopfte dem alten Frauchen auf den Rücken zwischen die Schultern, ging dann mit ihr in die Zimmer, die zu vermieten waren und sah mit befriedigtem Triumph den jungen Mann vor der Tür stehen und durch die Scheiben blicken.

Ehe Luise noch eintraf, hatte sie den Handel schon abgeschlossen, obwohl sie weder dänisch, noch die Alte

deutſch verſtand. Es ging eben doch — auf irgend eine Art, die ſchwer zu beſchreiben geweſen wäre.

Als Luiſe kam, trat der junge Mann mit ihr in den kleinen Flur und fragte, ob Zimmer zu haben wären.

Es wurde ihm bedeutet, daß man ſie eben vermietet habe, und er lüftete mit einer bedauernden Miene ſeinen Strohhut vor den Damen. Hedwig erkannte den jungen Schwimmer von geſtern, deſſen Kunſtſtücke ihr ſo gewaltig imponiert hatten.

„Sie ſind zu ſpät gekommen," ſagte ſie auf engliſch und lachte vergnügt.

„Ich war ſehr verſucht, mit Ihnen um die Wette zu laufen," wurde ihr in deutſcher Sprache geantwortet. „Dann hätte ich Ihnen doch wohl einige Pferdelängen abgewonnen . . ."

„Meinen Sie?" fragte Hedwig und ihre Augen blitzten. „Das fragt ſich denn doch ſehr!"

„Wir können es ja noch einmal verſuchen," ſchlug der junge Menſch vor und lächelte dabei hübſch und ſchelmiſch.

„Ich werde mich hüten!" rief Hedwig. „Gewonnene Siege muß man nie aufs Spiel ſetzen!" Sie grüßte in der ein wenig hochmütigen Art, durch die ſich zuweilen die Gräfin bei ihr bemerklich machte und der junge Mann wußte, er war entlaſſen.

Noch am Abend ſchafften die beiden Mädchen ihre Sachen aus der Penſion hinüber und richteten ſich in

dem Häuschen hinter den Apfelbäumen, zwischen den schwarzen Klippen häuslich ein.

5.

Die Nachmittagssonne lag friedlich auf der grünen Wiese — die See schimmerte weiß und golden mit rosigen Reflexen.

Der Sohn von Mutter Mackensen, ein blondbärtiger Tischler, spielte in der kleinen Küche Guitarre. Luise machte auf einem Tischchen vor dem Hause ihre mikroskopischen Präparate zurecht, und Hedwig spazierte im hohen Grase, rauchte Zigaretten und lernte malayische Vokabeln. Zwischendurch spielte sie mit zwei schneeweißen Ziegen, welche in dem fetten Grün des feuchten moorigen Grundes weideten. Von den großen Pappeln, die in einer Reihe wie Soldaten aufgepflanzt, an den dunklen Klippen standen, und deren Blätter ein sanfter Wind mit leisem Rascheln bewegte, pflückte sie die am Stamm herausspießenden zarten Sprößlinge, hielt sie den Tieren hin und rief Luise zu, daß ihnen diese Leckerbissen ganz anders mundeten, als das Futter, das sie rings um sich her erreichen konnten.

Luise sah hinüber.

Die weißen Tiere waren von der schrägstehenden Sonne ganz mit einem feinen Goldschein umgeben, und derselbe Goldschein legte sich um Hedwigs krauses, flat-

terndes Haar. Die Konturen der schmalen Gestalt, deren Kleid nur wie eine finstere Haut den jungen Körper umspannte, aber jeder Bewegung im Spiel der Glieder und des geschmeidigen Rückgrats anmutig nachgab, wurden von den zarten, schillernden Sonnenstrahlen gleichsam umzeichnet. Die Hände leuchteten wie helle Blüten von grünen Lichtern überspielt.

Luise trat langsam näher. Nie noch hatte sie Frauenliebreiz so scharf und wehevoll beobachtet — nie noch war ihr sein unerklärbarer Zauber so im Innersten offenbar geworden.

Hedwig sah mit einem lieben Lächeln zu ihr auf.

„Wie hoch und ernst Sie dastehen," sagte sie bewundernd, als habe sie Luisens Gedanken geahnt und bewege die ihren nun auf derselben Bahn. „Warum tragen Sie nur diese häßlichen Blusen, die die Figur so in zwei Teile schneiden? Ich möchte Sie in einem langen schleppenden Gewande von silbrigem Grau sehen — mit alten schweren Spitzen an den Händen und einer goldenen Kette, an der ein seltsames Schmuckstück auf die Brust hängen müßte. Und dann sollten Sie das Haar in ganz tiefen Scheiteln um die Wangen legen und im Nacken den Knoten mit goldenem Pfeil durchbohren — oder ein feines goldenes Netz über dem dunklen Braun — wie Feuerbachs Frauen . . . Sie verstehen gar nichts aus sich zu machen. Ich möchte Sie einmal herrichten . . . O — ich sage Ihnen

— die Männer ſollen toll werden vor Bewunderung!“

„Und wo bliebe die Zeit für meine Arbeit,“ fragte Luiſe, „wenn ich an goldene Netze und ſilberne Gewänder denken ſollte?“

„Sie müßten eben jemand haben, der das für Sie erſinnt! Eine intelligente Sklavin. Hypatia hatte ſicher eine künſtleriſch ausgebildete Sklavin, die ihr die Falten des Gewandes ordnete, ehe ſie ſich in den Hörſaal begab. Und Vittoria Colonna . . . Glauben Sie, man ſpräche von dieſen Frauen noch nach ſo vielen Jahrhunderten, wenn ſie ſich nicht wundervoll angezogen hätten? Wiſſen Sie — ich freue mich diebiſch auf die heißen Gegenden! Da trage ich nichts, als ein bißchen goldgeſtickten Tüll. Und wenn die Glühkäfer fliegen, tanze ich vor Richard in den Urwäldern mit meiner zahmen Schlange!“

Luiſe lachte und ſchüttelte den Kopf.

Aber Hedwig ließ ſich in ihren Phantaſieen nicht ſtören, ſprang auf, bewegte wiegend die Arme und hüpfte auf dem Graſe hin und her.

„Zum dumm!“ rief ſie, „daß hier kein einziger anſtändiger Mann zu ſein ſcheint, den ich für Sie heranholen könnte. Herrn Winkelmaier mit der Netzjacke kann ich Ihnen doch unmöglich anbieten. Oder haben Sie vielleicht einen heimlichen Schwarm für fette Meerungeheuer? Im Altertum koſten die ſchönſten Nymphen mit dem greulichen Kerls! Wie wär's mit Herrn

Bandhöfer? Der dürre mit dem Ziegenbocksgesicht, den seine Frau so ängstlich hütet und ihm immer das Plaid nachträgt, wenn er es einmal vergessen hat."

„Eheliches Glück störe ich ein für allemal nicht," rief Luise lachend, „dagegen empört sich mein sittliches Bewußtsein."

„Ja — wenn Sie so sind . . . Mich würde Herr Bandhöfer selbst mehr stören, als seine Frau."

„Kehlheim — Sie sind entsetzlich unmoralisch!"

„Weiß ich längst. Wahrscheinlich nur ehrlicher als andere. Ich hab's!" rief sie plötzlich. „Der Amerikaner von gestern muß sich in Sie verlieben! So Jünglinge schwärmen immer für etwas ältere Mädchen! Sie lassen ihn schmachten — sehr lange — selbstverständlich — aber endlich — endlich! Na, ich will die Sache nicht weiter ausmalen. Sicher — er sah Sie gestern schon so merkwürdig an. Das ist mir entschieden aufgefallen."

„Kindskopf — er sah Sie an!" rief Luise und errötete. „Mich lassen Sie bitte mit Ihren Tollheiten aus dem Spiel. Ernsthaft — ich mag solche Scherze nicht besonders gern."

Hedwig kniff die Augen zusammen und lächelte schlau.

Dann lief sie zu den Johannisbeerstauden, pflückte rote Träublein, naschte und hielt der Gefährtin eine auserlesen schöne Frucht vor den Mund, bis Luise sie nahm.

Hedwig schlang den Arm um Luisens Schulter und küßte sie auf die Schläfen, auf die Wangen, auf den Hals.

Luise fühlte schaudernd die Berührung der heißen, weichen, durstigen Lippen und dachte an Richard.

6.

Herr Winkelmaier trug heut zwei vollerblühte rote Rosen hinter den fetten roten Ohren und erschien sich verführerischer denn je.

Er wurde von einem Kreise junger Ehepaare umringt, die meist in roten Anzügen, eine lange Kette bildend, ins Wasser gegangen waren und nun den dicken Seegreis mit lärmender Lustigkeit umtanzten.

Im Ufersande lagen und standen, von ihren weißen Mänteln umwickelt, andere Gruppen von Badegästen, die schwatzten und lachten oder stille träumten. Ab und zu warf einer von ihnen eilig die Hülle ab und lief ins Wasser.

Auf den Klippen, die rechts und links von der Badestelle sich weit in die Bucht hineinschoben, saßen angekleidete Damen und Herren und schauten den Badenden zu.

Knaben gruben einen kleinen Kanal und taten außerordentlich geschäftig.

Hedwig tauchte mit zögerndem Behagen ihre weißen Zehen in das helle Wasser und beobachtete, wie es ihr

Univ. of California

rosiges Fleisch mit kleinen Glitzerbewegungen umspülte. Der Fuß versank in dem weichen, sonnendurchwärmten Sande, und das Mädchen ging mit einem stillen weltentrückten, glücklichen Lächeln ganz langsam immer tiefer hinein in die kühle, lichtgrüne, schmeichelnde Flut.

Sonnenglänzend lag das Wasser und so klar, daß man weit hinaus die braungoldenen Algen am Boden wie unter einem Glase sich schwankend bewegen sah.

Die knabenhaft schlanke Gestalt des Mädchens bildete in dem schwarzen Seidentrikot eine scharf-pikante Note zu der weißen Sandfläche des Hintergrundes mit den wehenden graugrünen Strandgräsern und dem drolligen Badehäuschen, von dessen Dache rote Wimpel flatterten.

Der junge Mann in dem blauen Anzug mit dem schwarzen Lockenkopf, der so vorzüglich schwamm, sprang in großen Sätzen an den ein wenig erschrockenen Damen auf der Klippe vorüber, lief zur Spitze des Felsens und stürzte sich kopfüber in die hier schon pfaublau schimmernden, in weißer Brandung schäumenden Wellen.

Hedwig stieß einen entzückten kleinen Jubelschrei aus, breitete die Arme und suchte eilig das tiefere Wasser. Mit langen, ruhigen Bewegungen glitt sie nun in kindlicher Wonne weiter und weiter hinaus aus dem Kreis der Badenden, schlüpfte unter dem Seil durch, welches die Grenze für die unsicheren Schwimmer angab, warf sich dann auf den Rücken und ließ sich von dem nur sanft wogenden Wasser schaukeln.

UNIV. OF CALIFORNIA

Der junge Amerikaner war schon weit draußen — man sah nur noch undeutlich seinen dunklen Kopf.

Da trieb sie der Ehrgeiz, es ihm gleich zu tun.

Luise Andersen, die in ihrer Nähe auftauchte, rief ihr zu, sich links zu halten, damit sie nicht in die Tangwiese gerate, doch verstand Hedwig die Warnung nicht recht, weil ihr Sinn ganz erfüllt war von der Lust, ihre Kräfte zu prüfen.

Sie ließ die übrigen Badenden weit hinter sich und teilte kräftig die Wellen, die hier draußen doch eine unheimlich ziehende und saugende Macht besaßen und sie weiter und weiter trieben.

Der junge Mann begann sie zu beobachten.

Sie sah sein blasses Gesicht, dessen eigentümliche, beinahe olivengrüne Farbe ihr schon am Tage zuvor aufgefallen war, ein Gesicht, das hager und doch jugendlich weich, sie an die Jünglinge auf Burne Jones Gemälden erinnerte.

Sie lächelte munter, indem auch sie den Kopf ein wenig aus dem Wasser hob.

Da fühlte sie, wie etwas gleich schleimigen Fingern ihr Bein berührte, wie sie mit den Füßen, indem sie es wegzustoßen suchte, vollständig in die bewegten Zweige der Tangwiese geriet.

Sie schrie vor Ekel laut auf, und gleich war der Schwimmer auch an ihrer Seite und faßte ihr Trikot, sie zu halten.

„Was war es denn?“ fragte er erschrocken.

„Ich weiß nicht, meine Füße sind wie in einem Netz gefangen.“

„Ach, der Tang, warten Sie, daß ich nicht auch hineingerate. Das hält einen fest, als wär's lebendiges Gewürm mit Fangarmen. Liegen Sie ruhig und machen nur leise Bewegungen, sich aufrecht zu halten. Zum Stehen ist es hier viel zu tief. Gestatten Sie . . .“

Er, der sich so sicher im Wasser bewegte, als sei es sein natürliches Element, löste vorsichtig das glitschrige Geranke, welches sich um ihre Füße ringelte. Sie fühlte, wie seine Finger sie leicht und wie spielend berührten.

„So — nun vorwärts!“

Aber durch den kleinen Schrecken schien sie plötzlich von ihrer frischen Kraft verlassen zu sein. Sie schauderte frierend zusammen.

Seine Augen blickten sie besorgt an. Blaue Augen in dem dunklen Gesicht.

„Soll ich Sie ein wenig unterstützen? Sie sind müde. Sie haben sich zu weit hinausgewagt!“

„Zu dumm — ich kenne so etwas gar nicht an mir . . .“

„Geben Sie mir Ihre Hände, damit Sie erst wieder ein sicheres Gefühl bekommen.“

Sie tat es, und so ruhten sie eine Weile auf dem Wasser und sahen sich lächelnd und neugierig dabei an.

Dann schwammen sie dem Ufer zu, der junge Mann

gab höflich einige Anweisungen, wie sie Kräfte sparen könne und versprach, sie am nächsten Tage einige seiner Kunststücke zu lehren.

Sie nickte ihm fröhlich zu, sprang ans Ufer und hüllte sich in ihren Mantel.

Als sie in der Kabine den nassen Anzug abgestreift und sich abgerieben hatte, stand sie einen Augenblick nackt in der warmen, eingeschlossenen Luft der kleinen Bretterhütte, durch deren verstaubtes Fenster der Sonnenschein fiel, breitete ihre Arme aus und hielt sie in den blendenden Lichtstreifen. Sie reckte und dehnte sich. Wie schön war doch das Leben!

Und plötzlich überfiel sie ein Verlangen, jäh — wie ein Schauer, dem man nicht gebieten kann, durch den Körper rinnt.

Sie bückte sich, und ihre Finger glitten zärtlich ihre schlanken, festen Waden hinab, sie nahm ihren Fuß, hielt ihn wie liebkosend in der Hand und blickte traumverloren darauf nieder.

Dann lachte sie, schüttelte den wunderlichen Wunsch von sich ab und dachte, während sie sich hastig ankleidete: war das eben eine Treulosigkeit gegen Richard? — Ob ich sie ihm einmal beichte?

Gott im Himmel — das wird immer wieder kommen? Auch wenn wir beisammen sind . . .? Nein, dann hörte und sah und empfand sie nichts weiter als Richards Nähe.

Nur manchmal war er arg schwerfällig, das war

richtig. Und warum hatte er sie hier allein gelassen wo sie sich so unsinnig nach ihm sehnte?

Die Tränen schossen ihr in die Augen — es waren mehr Zornes- als Sehnsuchtstränen.

7.

„Wie heißen Sie?“ fragte Hedwig ihren jungen Schwimmlehrer. „Ich finde es so dumm, wenn man den Namen eines Menschen, mit dem man spricht, nicht kennt.“

„Peter Thornton,“ antwortete er. „Mein Vater ist Amerikaner von Boston, meine Mutter Deutsche, meine Großmutter stammt aus dem Süden, von den alten französischen Familien in Louisiana und meine Urgroßmutter war eine Griechin . . .“

Er schmetterte diesen Stammbaum lässig herunter, wie einen oft wiederholten Witz, der auch heut seine Wirkung nicht verfehlte.

„Daher also Ihr sonderbares Gesicht und Ihre affenartige Gewandtheit, und daß man Sie eigentlich bei keiner Nation unterbringen kann!“

„Zu dienen. Ein ganz internationales Gewächs. Nirgends zu Hause, aber überall vergnügt.“

Er tauchte kopfüber ins Wasser, und es ergriff Hedwig als eine wunderliche Freude, wie das braune Gesicht aus der blauen Flut wieder hervorkam und die Wassertropfen sprühend von sich abschleuderte.

„Versuchen Sie, es ist gar nicht schwer," rief er übermütig, „ich halte Sie, es kann Ihnen nichts geschehen."

Hedwig versuchte seine Taucherkünste nachzuahmen. Bald hatte sie's heraus und übte mit glühendem Eifer, bis Luise vom Ufer aus ihr mahnend zurief, daß jede vernünftige Badezeit längst überschritten sei.

Als die Mädchen heimgingen, trafen sie den jungen Amerikaner, der in seiner Flanelljacke jetzt keinen besonderen Eindruck mehr machte und Luise einigermaßen enttäuschte.

Hedwig verfiel gleich mit ihm in ein munteres Geplauder, und Luise wunderte sich, daß die beiden sich ganz Fremden den Stoff zu so vielen Neckereien bereit fanden.

Dann ging die Komtesse in den kleinen Kaufladen, wo die Postsachen für die Badegäste niedergelegt zu werden pflegten, erhielt einen Brief von Laurentius ausgehändigt und wurde plötzlich ernst, ja irritiert.

Als der junge Mann beim Heraustreten einen harmlosen Scherz an sie richtete, machte sie ein hochmütiges Gesicht und gab ihm eine Antwort, die nahezu beleidigend war in ihrer kurzen Ablehnung.

Thornton blickte sie verwundert an, ein heftiger Zorn verzog sein Gesicht fast zu einer Grimasse, er entfernte sich mit kurzem, unhöflichem Gruß.

„Was hat Ihnen nur der arme Kerl plötzlich getan?" fragte Luise. „Erst baden Sie mit ihm, wie

mit Ihrem Bruder — dann behandeln Sie ihn wie einen unverschämten Dienstboten. Ich habe diese Art schon öfter an Ihnen bemerkt und kann sie mit Ihrem sonstigen Wesen gar nicht zusammenreimen. Ich habe oft nicht verstanden, wie Laurentius sich Ihre Ungezogenheiten so ruhig gefallen lassen konnte."

„Er ließ sie sich auch nicht gefallen," rief Hedwig lachend. „Wenn wir allein waren, verstand er schon, mich zu bestrafen. Das hat mir ja eben imponiert, daß er sich nichts gefallen ließ. Sonst . . . Andersen, Männer wollen alle behandelt werden wie die Hunde. Sie haben das gern. Ich versichere es Ihnen."

Am Nachmittage saß Hedwig allein an dem kleinen See, der zwischen schwarzen Granitfelsen auf der Insel liegt, von Wald und kniehohem Heidegestrüpp umgeben.

Sie las, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihrem Buch.

Laurentius schrieb verzweifelt über all' die Hindernisse, die sich seinen Reisevorbereitungen entgegentürmten und sie verzögerten. Er sagte ihr von seiner Sehnsucht und wie glücklich er sei, sie in Luisens zartem, gütigen Schutz geborgen zu wissen. Auch deutete er an, daß er hoffe, sein geliebtes Kind werde ein wenig — nur ein ganz klein wenig von dem Lebensernst der gereifteren Freundin profitieren. Diese Einsamkeit jetzt sei für ihn eine namenlose Qual, denn tausend Zweifel peinigten ihn, ob er recht getan habe, sie an sich zu fesseln.

Aber selbst, wenn sie nicht glücklich würden, sei es wohl ihr Schicksal, das sie zusammengeführt habe. Nicht der Rausch der Liebe sei ja das Höchste im Leben, sondern die Tiefen der Erkenntnis, zu der jeder Rausch nur die goldene Pforte zu bilden habe.

Sein Brief schien Hedwig kalt und beinahe künstlich.

War sie bei ihm, saß sie auf seinen Knieen, so erstickte sie seine Neigung zu Grübeleien mit Küssen und tollen Scherzen.

Nun, in ihrer Abwesenheit, nahm die angeborene Neigung seines schweren Temperamentes wieder bei ihm überhand. Hedwig verstand sein langes Schreiben und den Sinn seiner Ermahnungen kaum noch.

Sie nahm ihren rosigen Zeigefinger in den Mund und nagte ungeduldig an seiner Spitze. Hierauf betrachtete sie träumerisch ihre Handfläche und das krause Liniengeflecht, das sich geheimnisvoll darin verschlang.

Mit ihren heißen, weichen Lippen begann sie ihre Hand zu liebkosen — bis sie plötzlich fühlte, daß sie beobachtet werde.

Peter Thornton stand seitwärts über ihr auf einem Felsblock.

Sie wurde glühend rot und schleuderte mit einer zornigen Bewegung ihr Buch ins Heidekraut. Und sie warf sich rücküber, verschränkte die Arme unter dem Kopf, blickte verächtlich und kampfbereit zu ihm auf.

Er war mit ein paar Sätzen an ihrer Seite,

ſtand neben ihr, ſein olivenbraunes junges Geſicht bebte vor Leidenſchaft.

Sie lächelte noch immer, während ſie an ihm vorüberſah, mit dieſem Lächeln einer pompejaniſchen Vaſenjungfrau, deſſen Gewalt ſie kannte.

„Wie Ihre Augenlider zittern," ſagte er heiſer.

Sie antwortete nicht, ſondern legte ſich läſſig bequemer.

„— Heut' morgen hätte ich Sie am liebſten erwürgt," ſtammelte er. „Warum haben Sie mich ſo behandelt, ſo — ſo wie einen Niggerboy? Glauben Sie, daß ich mir das gefallen laſſe?"

„Da laſſen Sie es ſich doch nicht gefallen," murmelte ſie hochmütig.

Er ſtürzte auf die Knie an ihrer Seite nieder, packte ihre beiden Hände, ſchüttelte ihre Arme und rief bebend und lallend:

„Töten möchte ich Sie — töten —!"

Sie riß ſich los, warf ihn mit kräftigem Stoß zurück und ſprang auf.

„Sie ſind wohl verrückt? Man kann ſich ja vor Ihnen fürchten!"

Da hob er ſeine blauen, ſchläfrigen, vom Verlangen verſchleierten Augen zu ihr auf und murmelte trunken:

„Ich fürchte mich ja vor dir."

Und plötzlich hatte er beide Arme um ihre Kniee geworfen, hielt ſie an ſich gepreßt, drückte den Kopf an ihr Kleid und ſchluchzte wild.

Sie stand zitternd, schneeweiß im Gesicht.

Mit den Fingern berührte sie seinen Kopf mit den harten, kurzen schwarzen Locken.

„Mein armer Junge," sagte sie leise und sehr weich, „laß mich doch los. Beruhige dich doch! Bitte — bitte, laß mich los."

Sie fühlte nur ein Schütteln seines Kopfes und fühlte die Glut seines Körpers durch ihre Kleider dringen.

Sie hörte wie im Traume das Rauschen der Baumwipfel hoch oben in der Luft, wenn der Meerwind sie schüttelte.

Sie meinte Ewigkeiten so zu stehen, umschlungen von diesen jungen, wilden, sehnigen Armen.

Vielleicht kam dann der Tod, ging es ihr durch den Sinn, und das würde entzückend sein . . . Ja — sie mußte ja sterben nach dieser Stunde, dachte sie wie betäubt — sie durfte nicht leben . . .

Sie schloß die Augen, fühlte wie seine Arme an ihr emporstrebten, fester und fester drückten, fühlte, wie der heiße Mund ihre Brust suchte, die nur von einer leichten Sommerbluse verhüllt wurde, fühlte, wie ihr ganzes Wesen in pochender Wärme der Glut jenes andern jungen Körpers entgegenstrebte.

Da schrie sie laut und verzweifelt auf und riß die Arme des Mannes von ihrem Leibe und jammerte hilfeflehend: „Richard — Richard! . . ."

Er stand mit geballten Fäusten vor ihr, starrte sie trunken und wie von Sinnen an.

„Was soll das — ich tue dir ja nichts," stammelte er außer sich. „Ich habe dich ja lieb . . ."

„Sie dürfen nicht!" schrie sie, mit den Füßen stampfend. „Hören Sie, Sie dürfen nicht! Ich bin verlobt. Ich gehöre einem andern Manne!"

„Sie gehören mir," antwortete er und starrte sie an, als habe er sie gar nicht verstanden.

Sie drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte.

„Habe ich dir so weh getan?" fragte er leise und stand vor ihr, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu berühren. „Ich weiß, ich bin so schauerlich heftig. Aber ich will lernen, ganz sanft zu sein. Ich will alles lernen, was du gern hast. Nur mußt du nicht wieder solche Dinge sagen, wie du eben gesagt hast. Dann ist mir, als sollte mein Herz geradehin zerbrechen."

„Es ist doch wahr," flüsterte sie müde.

Er sah sie an, und seine Lippen zitterten so, daß er nicht imstande war, einen Ton hervorzubringen.

„Es ist wahr," wiederholte sie zaghaft.

„Nein — nein."

„Doch ja. Und ich liebe ihn . . . Verstehen Sie, ich liebe ihn! Haben Sie gehört?"

Sie berauschte sich förmlich zu einem neuen Mut an den Pfeilstichen, die sie ihm versetzte.

„Sie sehen, daß alles ganz hoffnungslos ist."

Er blickte sie noch immer an — und lächelte beinahe irrsinnig.

„Ich will dich doch küssen," sagte er leise aber deutlich, mit einer Betonung von kindischem Eigensinn, hinter der ein großer Schmerz verborgen lag, welcher jeden Augenblick hervorbrechen und in wilde Raserei ausarten konnte.

Das Mädchen fühlte sich ganz wehrlos.

Das war die Leidenschaft, die sie immer erwartet hatte, und die noch nie gekommen war.

Aber sie liebte Richard —!

„So nehmen Sie doch Vernunft an!" sagte sie hart, laut und deutlich. „Ich höre, daß Sie einen anderen Mann heiraten wollen," murmelte er. „Tun Sie es meinethalben, aber heute . . ."

Er breitete beide Arme nach ihr aus und wollte sie nehmen.

Sie aber wich ihm mit einer schlangenglatten Bewegung aus und entfloh durch den Wald, atemlos, über Baumwurzeln und durchs Gebüsch rasend, stolpernd, stürzend — sich wieder aufraffend, keuchend, das Gesicht von Tränen überströmt.

Und endlich, als sie zu sich kam, wurde sie sich klar, daß er ihr nicht folgte.

— — — Trotzdem jagte sie nach Haus, erreichte im Dunkeln das Hüttchen auf der Wiese, stürzte in Luise Andersens Stube, warf sich vor ihr auf den Boden, brach in unbändiges Weinen aus und flehte wie ein hilfloses Kind, sie zu beschützen.

8.

Luise hatte Hedwig gehegt und gepflegt, ein wenig gescholten — wieder getröstet.

Am andern Morgen brachte ein kleiner Knabe einen Brief von Thornton.

Er bat Hedwig demütig um Verzeihung für sein Ungestüm und sagte ihr Lebewohl, da er am Abend die Insel verlassen werde.

„Das Meer ist ja so weit und so groß, es wird in seiner Tiefe noch Raum genug haben, für einen Schiffbrüchigen mehr," schloß der Brief, und Hedwig blickte Luise mit großen, aufgeregten Kinderaugen an.

„Luise," flüsterte sie scheu, „was heißt das — lesen Sie bitte . . ."

Luise las und versicherte kaltblütig, Jugend mache sich gerne mit solchen Drohungen interessant.

Daraufhin wurde der Brief nicht weiter erwähnt.

Hedwig war den ganzen Tag über stiller als sonst. Sie schloß sich lange in ihr Zimmerchen ein und schrieb an Laurentius.

Abends machten beide einen Spaziergang durch die Felder, die sich jenseits der Hügel, von denen das Häuschen begrenzt wurde, auf der Hochebene hinstreckten, und genossen die wilden Farbengluten des Sonnenunterganges.

„Wie kann er nur heut' fahren?" sagte Hedwig plötzlich. „Es geht doch kein Schiff."

„Er wird mit dem Boot um die Insel nach Rönne

fahren, oder mit dem Wagen, und dort den Dampfer nach Kopenhagen benutzen."

Hedwig antwortete nicht und dann sprachen sie über die Farben des Himmels und der See.

Sie verspäteten sich und waren die letzten Gäste, die zum Abendessen in dem kleinen Gasthof des Fischerdorfes einkehrten, wo sie jetzt ihre Mahlzeiten zu nehmen pflegten.

Als sie heimkamen, war es schon ganz dunkel.

Unter den Pappeln, tief im Schatten, sah Hedwig eine Gestalt — Luise schien sie nicht zu bemerken und ging ruhig vorüber.

Im Flur verabschiedeten sich die Mädchen voneinander, Luise ging in ihr Zimmer und schloß die Tür.

Hedwig trat ins Freie zurück. Sie eilte über die Wiese und auf Thornton zu, der noch immer unter den Pappeln stand.

„Es ist nicht recht, daß Sie hier stehen," sagte sie ruhig und kalthöflich. „Sie sollten abreisen. Aber wenn Sie mich lieb haben, dürfen Sie mich auch nicht so ängstigen, wie heut' mit dem Brief! Sie meinten es gar nicht so — nicht wahr?"

„Doch, ich meinte es wohl. Aber ich konnte nicht. Ich mußte Sie noch einmal sehen. Es ist ganz gleich, ob es heut' oder morgen geschieht!"

„Nein, nein, heut' nicht und morgen nicht. Geben Sie mir Ihre Hand darauf."

Er ſchüttelte verſtockt den Kopf.

Sie ſuchte ſeine Hand zu faſſen.

„Kommen Sie, ſeien Sie vernünftig. Es geht ja alles vorüber. In acht Tagen haben Sie mich vergeſſen.“

Er lachte laut auf. Dann faßte er ihre Hand, näherte ſein Geſicht dem ihren und flüſterte leiſe und wie ein Kind bettelnd:

„Laß mich dich einmal küſſen — nur einmal — ein einziges kleines Mal! Was tut es ihm, dem du für das ganze Leben gehören wirſt!“ Er ſtampfte mit dem Fuß, ſeine Stimme brach in Schluchzen. „Einen einzigen Kuß — es iſt wie ein Wahnſinn . . .,“ ſtammelte er und taſtete nach ihrem Kopf, den er mit ſeinen heißen, zuckenden Händen umfaßte und an ſich zog.

Sie wehrte ihm ihre Lippen nicht mehr.

Dann aber drückte ſie ihn leiſe und beſtimmt mit den Händen gegen die Bruſt und hielt ihn ſo von ſich fern.

„Nicht wieder —“ bat ſie nun. „Wenn du mich lieb haſt, nie wieder!“

Er lächelte ſchmerzlich und doch beruhigt. Sein weiches, dunkles, noch ganz bartloſes Geſicht war von einem ſeltſamen Schein von Glückſeligkeit überglänzt.

„Ich danke dir,“ ſagte er leiſe und ernſt, lächelte ihr noch einmal zu und ging den dunklen Weg entlang bis zur Dorfſtraße.

Sie ſtand und ſah ihn dort verſchwinden, atmete bekümmert und kehrte zu dem Häuschen zurück.

Doch als sie die Vordertür öffnen wollte, besann sie sich, glitt auf leisen Füßen um das kleine Gebäude herum und öffnete das Hinterpförtchen, das durch einen Brettergang, wo es nach Holzwerk und Rosengeranium roch, direkt in ihr Zimmerchen führte.

9.

Das Meer schäumte aus saphirblauen Tiefen zu gewaltigen weißen Wogen auf, die ihren blendenden Gischt hoch gegen die Felsenufer peitschten. Oben, auf den Höhen, in weich geformten Massen das Rotviolett und Braun der blühenden Heidepolster, in den Felseneinschnitten ein jähes Grün von Wiesen und Pappelbäumen, hart gegen das Weiß der Brandung und das Blau der See, hart, und doch von einem wilden, herben Reichtum der Farbe.

Hier machten auch die Ruinen des Wikingerschlosses nicht mehr den grotesken Eindruck einer ungeheueren Theaterdekoration, die für das Staunen und zur Anlockung der Fremden vor die Hotels hingebaut war.

Von hier aus gesehen, über die Einöde, wuchsen die wuchtigen roten Türme und Mauern mit trotziger Naturgewalt aus dem braunen Felsgerippe empor, standen dräuend und erhaben über der brausend zu ihnen emporringenden dunkelblauen Meerflut.

In der Freiheit der blumenbewachsenen Höhen und

des frischen, kalten Windes, der des Mädchens Haar und Kleider in unaufhörlicher flatternder Bewegung hielt, rasten, sprangen und liefen die beiden jungen Menschen umher, wie zwei von Luft und Sonne toll und wild gewordene Kinder.

Sie jagten die Abhänge hinunter und fingen sich, sie kletterten die Klippen hinauf und rutschten wieder hinunter, sie warfen Steine ins Meer und maßen dabei die Kraft ihrer Arme, sie sangen und schrien, das Gebrause der Brandung zu übertäuben.

Hedwig tobte umher wie eine kleine Mänade, und der schlanke amerikanische Junge gab ihr nichts nach.

Luise hielt mehr das Tempo eines gesitteten Spazierganges inne und genoß in ihrer stillen Weise die Schönheit des Meeres und die Beleuchtung des von sturmzerrissenen dunklen Wolken überjagten, bald blauen, bald ins Grüne schillernden Himmels. Sie freute sich, daß Hedwig aus der schwülen Traumbefangenheit des Morgens in die ihr bei weitem natürlichere Lustigkeit verfallen war — diese welken, schlaffen Bewegungen, die geöffneten, durstigen Lippen hatten ihr gar nicht gefallen wollen.

Peter war mittags im Gasthause erschienen und hatte dort um den Spaziergang gebeten. Luise meinte, es sei gut, wenn Hedwig aus dem romantischen Mitleiden in eine frischere, kameradschaftlichere Stimmung gerate.

Übrigens hatte Hedwig sofort in den Vorschlag gewilligt und wäre am Ende auch wohl ohne Luise gegangen.

Des jungen Peters Augen sprachen freilich von ungeheuchelter Bewunderung. Aber, du lieber Gott — das reizende Geschöpf würde die Bewunderung noch manches Mannes über sich ergehen lassen müssen.

Und da war ja denn gleich die Prüfung, die Richard für sie vorausgesehen hatte, dachte Luise.

In ihrer Phantasie schritt Richard an ihrer Seite und sprach mit ihr über die tollen Kinder, und sie sah seinen treuen, ernsten Blick dem Mädchen folgen, sah das Lächeln des Entzückens auch in seinem Gesicht — an den Augenwinkeln bildete es einen Halbkreis ganz kleiner, feiner Fältchen . . . Er war wunderlich — er sah jünger aus, wenn er ernst war, und älter, wenn er lachte — — —

„Sehen Sie, daß ich vernünftig sein kann," sagte Peter zu Hedwig, als sie heimgingen. „Haben Sie es nun zu bereuen gehabt, daß Sie mir erlaubten, mit Ihnen zu gehen?"

„Nein — Sie waren artig und sollen gelobt werden! Sie sollen einen Zweig aus meinem Strauß zur Erinnerung ins Knopfloch bekommen. Hier, halten Sie die Blumen inzwischen."

Sie nestelte mit ihren Fingern an seiner Jacke, aber der Zweig fiel plötzlich zur Erde, sie dachte nicht daran, ihn aufzunehmen und lief hastig der Freundin nach.

Peter bückte sich und nahm den mit lila Glöckchen dicht besetzten Stengel leise zwischen die Lippen, bis er ihn später sorgsam in der Brusttasche barg.

Hedwig faßte Luisens Arm, und der junge Mann schlenderte seitab und allein, zuweilen eine Melodie vor sich hin flötend, bis alle drei endlich in ein allgemeines friedliches Gespräch gerieten.

Vergnügt und hungrig aß man im kleinen Gasthof von Sandwig zu Abend, und Hedwig versprach, am nächsten Tage wieder zum Schwimmen zu kommen. Peter müsse Luise auch das Tauchen lehren.

10.

Hedwig und Peter gingen langsam zum Strand hinunter.

Der feine Sand flutete um ihre Füße, während sie nebeneinander gingen, ohne zu sprechen.

Der Mond wurde von weißem leichten Flockengewölk verborgen, alle Farben waren aufgelöst in unbestimmte blaue und graue Töne.

Hinter den Blumen, den roten Geranien, den rosafarbenen Oleandern der kleinen Fenster in den Dorfhäusern schliefen die stillen und sanften Menschen von Sandwig.

Es war sehr warm.

Peter gab Hedwig die Hand und führte sie in das kleine Boot, das an dem nun verlassenen Badeplatz lag.

Sie saßen voneinander entfernt und sprachen nur

zuweilen mit gedämpften Stimmen einige Worte, dann schwiegen sie wieder und hörten auf ein leises Murmeln, ein unendlich geheimnisvolles, dumpfes Raunen, mit dem die Flut an den Bootrand schlug.

Oder sie blickten nach dem Monde und beobachteten, wie er sich allmählich aus dem immer lichter werdenden Gewölk, welches perlmutterfarben zu glänzen begann, entschleierte — für einige Augenblicke nur — dann wieder in milchweißen flaumigen Decken sein kühles, zartes Licht verbarg.

„Es wird regnen," sagte Hedwig und tauchte ihre Finger ins Wasser, das, ganz durchwärmt von den heißen Sonnenstrahlen, ihre Haut milde liebkoste.

Peter saß ihr fern und hielt die Hand in die Flut, ohne die ihre zu berühren; aber es war, als zöge es ihn, seiner Haut dieselbe kühle und sanfte Empfindung zu geben, welche die ihre genoß.

„Wissen Sie noch, wie Sie meine Füße von dem Tang befreiten?" fragte Hedwig und spielte mit den langen Wassergräsern, die sie erreichen konnte.

Er antwortete nicht, sondern sah sie unverwandt an.

Sie schwieg mit einem unbestimmten Lächeln.

„Hedi," sagte er leise und beugte sich zu ihr hinüber „. . . Hedi . . . . . Um zwölf — weißt du, die kleine Tür, die hinaus auf die Wiese mit dem Apfelbaum führt, unter dem du heute morgen standest . . . Du sagtest, sie könne nicht verschlossen werden, Hedi — — Niemand wird mich hören . . ."

„Nein, nein," flüsterte sie atemlos.

„Doch, Hedi . . . Ich will dich sanft in meine Arme nehmen. Du sollst in meinen Armen schlafen, wie ein kleines Kind. Ich will dich mit sanften, leisen Küssen einschläfern —, Hedi."

„Ja," flüsterte sie, erstickt von ihrer Leidenschaft.

„Süße — du Süße . . ."

Er breitete die Hände voll Inbrunst nach ihr aus, sie sah seine Augen schimmern, und ihre Lippen öffneten sich.

Sie erhoben sich beide.

Er half ihr, das Boot zu verlassen, dann mieden sie sich, denn ihre Begierde war zu stark, um sich nur flüchtig zu berühren. Sie schwankten wie betäubt und gingen schweigend, nur mit den Blicken in der unbestimmten silbernen Dämmerung einander suchend, über den Sand und durch die Dorfstraße.

Vor den erleuchteten offenen Fenstern und am Gartenzaun eines kleines Gasthofes sahen sie Menschen stehen und hörten sprechen.

„Dort kommt Fräulein Andersen," flüsterte Peter.

„Geh!" hauchte Hedwig.

Er faßte ihre Hand, drückte sie heftig und entfernte sich.

* * *

Das Mädchen ſtand im Morgengrauen mit bloßen Füßen auf der von ſchwerem Tau ſilberſchimmernden Wieſe und ſah dem Geliebten nach.

Das mußte nun geſchehen, dachte ſie und atmete tief.

Sie ſchlüpfte zurück durch den Brettergang, in dem es nach Holzwerk und den Blättern des Roſengeraniums roch, und wieder in ihr warmes Bettchen, wo ſie ſich tief in die Kiſſen ſchmiegte.

11.

Hedwig hielt den weißen Ziegen grüne Zweige an die knuſpernden, roſenroten Mäuler. Ihr Erinnern ſchweifte mit einem gemiſchten Gefühl von Haß und Schmerz und Sehnſucht zu Richard.

Ich liebe ihn doch noch, fühlte ſie — wie iſt das nur ſo wunderlich . . . Ich darf Peter niemals wiederſehen . . . Sie empfand Schauder vor ihm und Abneigung.

Es kroch durch ihr Herz der Gedanke: niemand darf davon erfahren . . . . Und Richard wird nie ahnen . . .

Ein jäher Schreck befiel ſie. Sie wurde dunkelrot und zitterte.

Mein Gott, mein Gott! Was kann daraus entſtehen . . .

Sie sah den Mann und den Jüngling sich gegenüber — blaß vor Wut einander in die Augen starrend. Ihr Herz stand fast still vor Entsetzen, und doch genoß sie diese Vorstellung, wie nachts den heimlichen, schweigenden Kampf und ihre Niederlage . . .

Und sie erinnerte sich, daß sie noch wenige Sekunden ehe Peter kam, entschlossen gewesen war, ihn nicht einzulassen und doch gleich darauf ein so wildes Entzücken empfunden hatte, als sie seinen behutsam tastenden Schritt vernahm.

Die weißen Ziegen hatten die Zweige verspeist, das Mädchen stand mit leeren Händen und blickte abwesend auf das grüne Gras.

Eine traumhafte, nicht unangenehme Müdigkeit befiel sie.

Alles war gleich . . .

Sie seufzte und schloß die Augen und fühlte das goldene Sonnenlicht auf den Lidern. Es war ihr, als treibe sie, ohne Boden unter den Füßen zu haben, in einem lauwarmen Strom einem ihr unbekannten Ziele entgegen.

„Hallo!“ rief eine muntere Stimme mit einem vibrierenden Klang in ihrer Tiefe, und sie schrak auf.

Peter stand oben auf der Landstraße.

Er schwang sich auf den Steinwall, der die Wiese von jener trennte, und stand nun auf den rohen, moosbewucherten Blöcken, und Glockenblumen wuchsen um seine Füße.

Hedwig erzitterte in Scham und hielt den Kopf gesenkt, unfähig ihn zu grüßen; ihr Antlitz glühte.

Er sprang ins Gras und kam ihr näher, sie machte eine erschrocken-abweisende Bewegung.

„Nun —?“ fragte er leise und wurde bleich vor aufkochendem Jähzorn. „Was ist? Warum siehst du mich nicht an? “

Er blickte auf ihre weißen, kleinen, spitzen Zähne, die ihre Lippen blutig bissen. Ihre Lider blieben gesenkt, wie die eines trotzigen Kindes.

„Geh!“ stöhnte sie leise.

„Hedi?“

„Geh — rühr' mich nicht an.“ Ein Blitz von Haß fuhr aus ihren Augen über ihn hin.

„Erwürgen könnte ich dich,“ hörte sie ihn murmeln. „Ah — ich — dein Blut möchte ich trinken — dich ganz zu haben. Weißt du —. Böse, schlechte Hexe . . . Ich geh' an den dunklen Teich — — da warte ich . . .“

Sie schüttelte den Kopf,

„Doch, du wirst kommen. Mach' mich nicht böse — ich sage dir . .“

Sie schüttelte wieder den Kopf.

Er lachte, mit seinem leisen, klingenden jungen Lachen.

„Kindlein — wie willst du den Tag leben, ohne von mir geküßt zu sein?“

Er sah, wie sich Tränen aus ihren Wimpern her-

vorstahlen und langsam über ihre Wangen tropften, die immer blasser wurden.

Er sah sie lange an ohne zu sprechen.

„Geh!“ murmelte sie. „Luise kann uns vom Fenster aus beobachten. — Ich sage dir, du sollst gehen!“ Sie stampfte mit dem Fuß und ballte die Fäuste.

„Ich gehe. Und du wirst zu mir kommen. Du weißt, daß du mir gehorchen mußt.“

Hedwig stand zitternd und in hartem, dumpfen, erbitternden Kampf mit der Gewalt, die er auf sie ausübte, bis er schnellen Schrittes auf der Landstraße verschwunden war.

Dann lief sie hinein, ihren Hut zu holen.

Und auf eiligen Füßen klimmte sie über die farrenbewachsenen Höhen hinter dem Häuschen, drängte sich durch das wilde Rosengebüsch, weil sie einen näheren Weg wußte, über die Felder, durch den Wald, hinauf zu dem dunklen Teich.

Und je weiter sie lief, desto mehr blühte aus den Schatten, die über ihrem Antlitz lagen, ein strahlendes, übermütiges Lachen hervor.

12.

In der Nacht hob Luise den Kopf von ihren Kissen.

Es war, als dringe ein leises, schluchzendes Kichern zu ihrem Ohr.

Wie sonderbar lebhaft das Mädchen träumt, dachte sie. Schon letzte Nacht . . .

Sie lauschte und starrte mit aufgerissenen Augen ins Dunkel.

Draußen rauschte und rollte das Meer und der Wind raschelte mit hartem Klang in den Pappelblättern.

Schlaftrunkenheit übermannte Luise. Die Augen fielen ihr zu und sie dachte halb entschlummernd: Ich träumte selbst.

Es war ihr, als fühle sie Richards Nähe und eine zärtliche Berührung seiner Hand. Wohlbehagen durchströmte sie und bebend vor Glück wurde sie inne, daß er sie liebte. Eine ganz zarte, süße Stimme hatte es eben dicht an ihrem Ohr geraunt. Und sie fühlte: Er wird mich küssen — jetzt — jetzt bald — o, wie ist es schön — wie konnt' ich nur so leiden . . .

Und jäh war alles zerronnen — sie warf die Decken ab, sprang vom Lager, stand atemlos, mit bloßen Füßen, von plötzlichem Frost geschüttelt, von Angst und Scham gefoltert.

Sie wischte das heiße Naß mit dem Handrücken aus den Augen und preßte die Hände krampfhaft ineinander, als könne sie so den abscheulichen Schmerz und den aufquellenden Zorn bändigen.

Wieder das leise, schluchzende Kichern. Und eine tiefere Stimme flüsterte.

Eine Tür klang ganz wenig.

Luise ging auf Zehen zum Fenster und hob die weiße Gardine.

Im Grau der Sommerdämmerung sah sie Peter ums Haus biegen und mit seinen wiegenden Schritten über das Gras unter den Pappelbäumen dahinwandeln.

Nun stand er still, blickte zurück — auch eine andere Gardine mußte sich gehoben haben, er hielt seine Finger an den Mund und drückte die Lippen darauf und sandte den Kuß zurück durch die silbergraue Nachtstille.

Und Luise legte den Kopf gegen die Wand, an der ihre strömenden Tränen niederrannen.

13.

„Was haben Sie, Andersen?“ fragte Hewig am Nachmittag, als die Freundin eine Zigarette, die sie ihr drehen wollte, ablehnte. Ihr Ton war trotzig, doch unfrei.

„Sie wissen es ja, Hedwig!“

Hedwig wurde rot.

„Nun also — und wenn! Ich bin doch mein eigener Herr! —“

„Das sind Sie. Ich habe Ihnen dieses Vorrecht

auch nie ſtreitig machen wollen. — Hedwig ... Wiſſen Sie denn nicht, was Sie ihm damit tun ...?"

Hedwig biß die Zähne in die Lippen und ſenkte den Kopf.

Ein Schweigen, dann brach ſie in Schluchzen aus. Sie weinte lange und heftig.

„Anderſen," ſagte ſie endlich klagend, „das iſt ſo ſchrecklich — ich kann es nicht bereuen. Ach — Sie wiſſen nicht — ich weiß ſelbſt nicht ... Es gibt ſo viel Unerklärliches!"

„Ja, weiß Gott, das gibt es," antwortete Luiſe trocken in unterdrücktem Groll.

„So ſchreiben Sie wenigſtens heut noch an Laurentius, daß Sie ſich getäuſcht haben und geben ihn frei."

Hedwig ſah ſie mit ihren wunderlichen grünen Augen verſtört an.

„Meinen Sie? Ja — das muß wohl ſein. Anderſen!" Sie ſtürzte plötzlich auf die Freundin zu und klammerte die Arme leidenſchaftlich und rückſichtslos um deren Hals: „Anderſen! Ich kann das nicht. Ich kann Richard nicht ſagen ... Er würde ſo verzweifelt ſein ... Hilf mir doch, Anderſen — hilf mir doch ...!"

„Wie ſoll ich Ihnen helfen?"

„Sagen Sie Peter, daß er abreiſen muß, daß ich ihn niemals wiederſehen will! Bitte — bitte — bitte! Ich haſſe ihn — ich verabſcheue ihn! Er iſt mir zuwider — er iſt brutal! Ach, Anderſen, ich bin ſo ſehr unglücklich!"

„Ein böses, grausames Kind sind Sie," sagte Luise hart. „Übrigens wird es ihm gar nicht einfallen, abzureisen. Er wird schon seinen Sieg genießen wollen!"

„Dann muß ich gehen," sagte Hedwig, mit einem unbestimmten Blick ins Weite schauend.

„Dazu würden Sie gerade Mut und Entschlossenheit haben — Sie —!"

„Luise — Sie sollen mich nicht so verachten. Ich sage Ihnen, ich werde gehen. Ich fühle es, ich kann Peter nicht wiedersehen."

Luise seufzte.

„Und was hätten Sie damit gebessert?"

„Vielleicht nichts —. Vielleicht —? Andersen, glauben Sie nicht, daß Richard mich — verstehen — mir vielleicht — verzeihen würde?"

Luise machte eine zweifelhafte Bewegung.

„Wollen Sie denn das noch?"

„Ich weiß nicht, was ich will und was ich nicht will. Sie ahnen ja nicht — es ist so schauerlich — wenn Peter — nein, es ist nicht zu sagen —. Wenn Peter nicht bei mir ist, wenn ich ihn nicht sehe — ist alles wie ausgelöscht — wie ausgetrunken möchte ich sagen — als bliebe gar keine Empfindung mehr für ihn übrig . . . Ja doch — Rancüne — ich möcht ihm was Böses antun. Und dann sehne ich mich nach dem andern," hauchte sie scheu, „so — so — wie nie vorher — als wüßte ich jetzt erst, wie ich ihn glücklich machen könnte. Als könnt ich ihn gar nicht lassen . . ."

Ein verzweifeltes und wollüstiges Lächeln war auf ihrem Gesicht. „Und doch," flüsterte sie weiter, „wenn Richard käme — ich weiß, es wäre aus — ich könnte ihn nicht küssen ... wenigstens nicht, wenn er von Peter wüßte ... Und ich mag sie beide nicht — alle beide nicht!" wimmerte sie wie ein Kind. „Ich bin so müde, ich möchte nur schlafen ... Ich grause mich so vor der Liebe. — — Andersen, helfen Sie mir doch!"

Luise legte dem Mädchen leise die Hand auf das flatternde, unruhige Haar. Ein großes Mitleid war in ihrer Seele.

„Sie können sich nur selbst helfen, Hedwig," sagte sie ernst. „Und Sie müssen auch selbst den Weg dazu finden."

„Hassen Sie mich sehr?" fragte Hedwig demütig aus ihren Tränen hervor.

„Hassen — ach Kind, wie kann ich über eine Natur urteilen, die mir so fremd ist wie die deine!"

Nach einer Weile sprang Hedwig plötzlich auf, trocknete energisch ihre Augen und Wangen und reckte die Arme mit einem tiefen befreienden Stöhnen.

„Luise — Sie sollen mich nicht verachten — ich kann es nicht ertragen! Es gibt nur eine Erlösung für mich: Auf sie beide verzichten und allein bleiben! Und Arbeit — viel, viel, wahnsinnig viel Arbeit!"

„Hedwig — Sie können nicht von der Arbeit leben — Sie nicht!"

„O Andersen — Sie werden noch sehen, was ich

kann! Nicht Lernen und Studieren und ſtille ſitzen ... Mir ſchwebt etwas vor vom Schaffen ins Breite und Große — ſo mitten im Getriebe, und Herrſchen und Befehlen ..."

Sie machte unbeſtimmte herriſche Bewegungen mit Arm und Hand, ihre Augen glänzten. „Vielleicht lerne ich bei Onkel Jobſt die Landwirtſchaft — es gibt prachtvolle Edelfrauen, die ihre Güter ſelbſt verwalten — beſſer als der beſte Mann — Anderſen — ich gehe und beſtelle den Wagen! Sie müſſen mich zum Dampfſchiff begleiten. Es geht um Mitternacht — Gott wie komiſch — vor fünf Tagen wollte Peter entfliehen — und nun ſtehle ich mich davon ... Ach — er wird ſchon damit fertig werden ..."

Hedwig lachte — ihr munteres klingendes Lachen —, die Vorſtellung dieſer plötzlich heimlichen Abreiſe ſchien ihr gar nicht ohne Humor.

Luiſe blickte der Davoneilenden verwirrt nach — beſtürzt von ſo ſprungfederhaftem Lebensmut und ſo fröhlicher Gewiſſenloſigkeit.

Wie manche Welle würde das reizende Mädchen noch zu ſonniger Höhe heben und in dunkle Tiefen gleiten laſſen ...

* * *

Es war eine ſchweigende Fahrt über Felder, durch Wälder und am Strande der weißlich ruhenden See entlang. Hedwig war zuletzt in einer flatternden Auf-

regung gewesen, und Luise wußte nur zu gut, warum ihre hellen glänzenden Augen so ruhelose, wartende Blicke über die Wiese und auf die Landstraße hinaussandten. Dies alles war im Grunde ein Spiel mit dem Zufall um ein Lebensgeschick. Aber Peter war nicht gekommen, und sie begegneten ihm auch nicht, als sie durch das Dorf fuhren.

Er träumte wohl irgendwo zwischen den Klippen von einem Wiedersehen, sobald der Abend dunkelte.

Später führte der Weg in weiter Kurve durch eine öde Bodensenkung. Auf der Höhe, die sie vom Meere schied, entzündete der möwenumflatterte Leuchtturm schon sein Licht. Das Tal war bedeckt von den braunen Schatten der Nacht. Dänische Fischer hielten dort ihre Andacht. Auf den verstreuten Steinen im Heidekraut saßen sie, gebückt und demütig unter der Last des Tages, die noch auf ihren Schultern ruhte, und von der sie nun bei einem unsichtbaren Gotte Erlösung suchten. Ihr Gesang tönte, eine sehnsüchtige Klage, gen Himmel, wo ein Gewölk von sanftem Violett langsam verblaßte. Es war in dieser Einöde, auf der die dunkelgekleideten Männer und Frauen kaum noch von dem braunen Boden und den grauen Steinen zu unterscheiden waren, als flehe eine einzige Seele um Frieden — die Seele der Menschheit, die des Kampfes so müde war.

Und leise verstummte das Lied, eine murmelnde Stimme gab Antwort im eintönigen Gebet der fremden Sprache.

Luise senkte das Haupt. Sie empfahl in heißer Not den einen, der ihr lieb war, jenen Kräften ewigen Lebens, die ihr das Göttliche bedeuteten.

Hedwig schmiegte sich an ihre Seite, drückte das weiche Gesicht an ihre Schulter, wie ein schmeichlerisches Tierchen Schutz sucht, und hauchte sacht: „Luise — — Liebe — Gute — schreib' du ihm . . . Sieh — ich kann nicht — ich bin so feige . . . Du sollst mich auch nicht schonen — nur ihn trösten — sieh' — tue mir das zuliebe."

Sie nahm die mütterliche Hand und küßte sie, küßte jeden Finger einzeln, während Luisens Herz sich aufbäumte gegen die letzte grausame Prüfung, der sie nicht entgehen konnte, weil sie nur gerade noch stark genug war, um zu leiden, aber nicht mehr stark genug, um das Leiden von sich zu schieben.

„Sagen Sie ihm," flüsterte Hedwig träumerisch, „mir sei wohl, wenn ich an die Einsamkeit denke. Er hat gemeint, ich wäre zur Liebe geschaffen, und ich glaubte es auch — und doch sehe ich nun, daß ich die rechte Kraft nicht habe. Alles muß ich an mich reißen — und dann bin ich auf einmal ganz willenlos und mag nicht mehr. Und wenn ich so bin, kann jeder mich nehmen, der mich will, und ich muß mich nehmen lassen — und das ist abscheulich! Sagen Sie ihm: Nie, nie, niemals will ich wieder einen Mann lieb haben!"

„Das werde ich nicht sagen, denn ich würde lügen," antwortete Luise resigniert. „Es war nur die Art

von Liebe, die Laurentius forderte, zu der Sie nicht taugen."

„Und die Art des anderen ekelt mich, sobald ich zu mir selbst komme."

„Ich glaube, Hedwig, das spricht nicht Ihre Natur, sondern Ihre Erziehung."

„Wir sind doch nicht allein Natur, sondern ebensoviel Erziehung."

„Ihnen wäre besser, Sie wären nur Natur."

„Andersen — was wäre dann mein Los?"

Luise schwieg. Was sie dachte, war nicht auszusprechen.

Vor ihnen blinkten die Lichter der Stadt, und die beiden Mädchen fühlten erleichtert, daß sie ihrem Ziele und der Trennung nahe waren.

Nippſachen und Schickſale

Einen Zug überschlagen und meinen Freund in seiner neuen Häuslichkeit aufsuchen — das sollte ich wirklich tun . . .

Am Türschild einer hübschen kleinen Villa fand ich seinen Namen.

„Bitte zu warten, der Herr muß gleich nach Haus kommen," sagte das Dienstmädchen und führte mich in den Salon.

„Wollen Sie der Frau Doktor meine Karte bringen?"

Ich war ziemlich gespannt auf die Gefährtin, die er gewählt haben würde — der liebe wunderliche Kauz, der Schwärmer für Hellenentum und freien gesunden Schönheitskultus.

Während das Mädchen verschwand, nahm ich neugierig das Zimmer in Augenschein. Portieren vom besten Wollenplüsch, geschnitzte Mahagonimöbel, eine sauber gewaschene Palme, gediegene Bronzelampen, wie man sie in wohlhabenden bürgerlichen Familien zur Hochzeit zu schenken pflegt. Nichts eigentlich Häßliches . . . . Hm — ja . . . . hier lebte er also

nun —. Dies war das Resultat seiner schweifenden Träume?

Kam die junge Hausfrau denn noch nicht? Wahrscheinlich wußte sie nicht, ob sie sich im Negligé der alten Freundin ihres Gatten zeigen durfte . . .

Ich gähne ein wenig. Die kostbare Zeit verstrich. Wer mochte wissen, wann ich wieder in diese Gegend kommen würde. Zerstreut blickte ich über den Tisch, an dem ich saß. Ein Majolikateller mit Visitenkarten stand in seiner Mitte, Prachtwerke ringsumher. Rechts von dem Teller eine Vase mit frischen Blumen. Links — etwas schräg zur Seite gerückt, eine kleine Schale von Perlmutter, in der ein Berloque mit einem geschnittenen Stein und ein Flakonchen von venezianischem Glase, das sehr kostbar aussah und ein paar Soldi gekostet haben mochte, beieinander lagen.

Ich hörte ein Bewegen nebenan, horchte ungeduldig, nahm das Berloque in die Hand und betrachtete den Stein, der einen fein ausgeführten Apollokopf zeigte.

Ein Wagen fuhr vor. Wagen —? Philipp hatte also eine gute Praxis. Merkwürdig . .! Ich stellte mir vor, er müsse sich hinreißen lassen, seinen Kranken auseinanderzusetzen, daß die ganze Medizinkunde ein ungeheurer Schwindel sei . . .

Ein freudiger Ausruf ertönte auf dem Korridor: „Das ist ja herrlich! Aber Schatz, warum in aller Welt . . .“

„Ich fand es nicht richtig, — ohne dich.“

„Gänschen! Schatz-Gänschen!“ Und Kuß auf Kuß, unterbrochen von einer vorwurfsvollen Bemerkung: „Philipp — sie kann ja drin alles hören.“

„Soll sie auch! Soll sie auch,“ rief er unbekümmert, riß die Tür weit auf und schob ein niedliches blondes Püppchen vor sich her ins Zimmer.

„Da — habt euch lieb — ihr beiden!“

Auf seinem feinen Philosophenantlitz leuchtete die hellste Freude. Die junge Frau reichte mir die Hand und sprach mir das Vergnügen aus, welches sie empfinde, mich kennen zu lernen; Philipp habe ihr so viel von mir erzählt.

Und doch hatte sie mich eine halbe Stunde warten lassen —?

Als sie später hinausging, ein drittes Gedeck für das Mittagsmahl zu bestellen, folgten ihr Philipps Augen mit einem sehr verliebten Blick. Und dann setzte er mir auseinander, daß seine Wahl hauptsächlich von der Vernunft diktiert sei, denn so ein verständiges festgefügtes Wesen — die Kleine habe nämlich Charakter — an seiner Seite zu haben, sei ihm nötig, um sein ruheloses Experimentier-Naturell in harmonischen Schranken zu halten.

* * *

Vier Jahre vergingen, bis ich aufs neue Gelegenheit fand, zu sehen, was aus den beiden Leutchen geworden war.

Philipp korrespondierte grundsätzlich nicht. Ich hatte also kaum noch das Recht, ihn meinen Freund zu nennen. Dennoch machte ich einen Umweg, ihn und seine Frau wiederzusehen.

— — Es fiel mir auf, wie still es im Hause war. Und diese ungestörte Ordnung ringsumher — als würden die Möbel kaum benutzt. . .

Behutsam wurde eine Tür geöffnet und leise wieder geschlossen. Ein sorglich gedämpfter Schritt nahte. Philipp kam allein.

„Das ist schön! das ist gut von Ihnen," sagte er innig, mir beide Hände entgegenstreckend.

Schon nach dem ersten Gruß bemerkte ich eine Befangenheit, die seinem Wesen früher ganz fremd war. Mit einer gewissen höflichen Förmlichkeit erklärte er mir, seine Frau sei leidend, aber er wolle doch sehn, ob sie mich nicht begrüßen könne.

Nach geraumer Zeit kehrte er allein zurück.

„Therese läßt Sie bitten, morgen unser Gast zu sein."

Er machte mir den Vorschlag, den Abend mit ihm in einem Konzertgarten zu verbringen.

Ein paar gute Stunden verflogen uns unter grünen Bäumen, bei den Klängen einer entfernten Musik, in angeregtem Gespräch.

Philipp war doch ganz der Alte. Es war ein Stück von einem Dichter in ihm, der uralte Menschheitsträume neu zu gestalten wußte — ein Stück von

einem Reformator auch. Und wie er mir das Leben schilderte nach seinem Ideal, ein Dasein ohne Familienbande, ohne Gemütsforderungen und Erregungen, in reiner, kühler Schönheit, konnte ich es nicht lassen zu fragen:

„Aber was in aller Welt tun Sie mit allen Hauptbestandteilen Ihres Wesens in Ihrem jetzigen Leben?"

Im nächsten Augenblick bereute ich meine Frage, so schmerzlich war sein Lächeln.

Am nächsten Tage gegen Mittag kam Philipp zu mir ins Hotel. Seine Augen waren glanzlos, wie von einer trüben Haut bedeckt, seine geistreichen, beweglichen Züge matt und verdrossen.

„Sie müssen schon verzeihen," murmelte er, „Therese fühlt sich doch nicht wohl genug, um Menschen zu sehen. Ich dachte es mir schon gestern."

Teilnehmend fragte ich nach dem Leiden seiner Frau.

„Sie könnte sich schon einmal zusammennehmen. Aber sie will nicht. Sie gönnt mir die Freude nicht," murmelte er mit einem verkniffenen Zorn.

Ungeduldig warf er den Kopf zurück und fuhr sich aufstöhnend über Stirn und Haar.

„Ach — und ich brauche Frohsinn und Heiterkeit —! Und sehen Sie — so wie heut und gestern — so ist es immer bei uns — immer!"

„Mein Gott," rief ich, „können Sie da als Arzt

kein Machtwort sprechen? Dieses eigensinnige Sich-abschließen von einer so jungen Frau ist doch krankhaft!"

Er brach in ein lautes, bitteres Gelächter aus.

„Als Arzt —! Sie meint ja, ich wäre der Kranke, und sie die Gesunde . . .! Das ist es ja auch gar nicht — —. Sie kann mir den Tod unsres Kindes nicht verzeihen . . ."

Er starrte vor sich hin — in eine Welt von Traurigkeit.

„Wie darf sie —" flüsterte ich. „So etwas ist doch Schicksal!"

Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin Arzt — ich hätte helfen müssen!"

Und nun erzählte er leise und müde:

Es war eine Scharlachepidemie in der Stadt. Die Frau hatte von ihm verlangt, er solle die Behandlung schwerer Fälle ablehnen — aus Rücksicht für sie und den Kleinen. Er fügte sich ihrem Wunsche nicht und trug die Krankheit ins Haus.

„— Therese hat ja von ihrem Standpunkte aus Recht, mich zu hassen," sagte er gedankenvoll. „Sie tut nur immer, als sei es allein ihr Kind gewesen — es war doch auch mein Sohn."

— — — — — — — — — — — — — —

Wir machten uns auf den Weg zu einer von ihm vorgeschlagenen Restauration. Er war einsilbig und zerstreut. Plötzlich zog er seine Uhr und sagte: „Sie

sind ja eine selbständige Person — würde es Ihnen etwas ausmachen, allein zu gehen? Ich habe noch einen notwendigen Krankenbesuch und treffe Sie dann. Ist es Ihnen recht?

Ich bejahte in der Empfindung, er wünsche allein zu sein und bereue seine Beichte.

Ich wartete den Nachmittag, doch ohne die Hoffnung, ihn wiederzusehen. Und er kam auch nicht. Am Abend reiste ich ab.

* * *

Es war in einer anderen Stadt, in einer anderen Gegend von Deutschland, als ich während eines Aufenthaltes bei Verwandten gefragt wurde: „Kanntest du nicht den Doktor Philipp Hartens? Der wohnt, dem Adreßbuch nach, jetzt hier, ganz in unserer Nähe — wenn du ihn etwa aufsuchen willst?"

Natürlich wollte ich.

Und eine Stunde später hätte ich mir einbilden können, die sechs Jahre, welche zwischen meinem ersten Besuch bei dem jungen Ehepaar und dem heutigen Tage lagen, seien nicht vorhanden. Denn ich saß an demselben Tisch, an dem ich damals wartete. Eine freundliche Frühlingssonne glänzte auf den Vergoldungen der Prachtwerke, die den Majolikateller in seiner Mitte umgaben, spiegelte sich in der Vase mit frischen Blumen und weckte auf der kleinen Perlmutterschale ein zartes

Farbenspiel. Dort lagen ja auch noch das Berloque mit dem Apollokopf und das Glasflakonchen. Ich mußte lächeln. In demselben Augenblick trat Frau Therese ein. Ihre zierlichen Formen hatten sich nicht verändert, sie war gleichsam darin erstarrt. Etwas Altjüngferliches hatte sich in ihr ausgebildet, und der Eigensinn, der in dem jungen, weichen Gesichtchen wie eine pikante Nuance gewirkt hatte, trat jetzt im Ausdruck stark hervor.

Wir gaben uns die Hand.

„Ich höre mit Bedauern, daß Philipp verreist ist."

„Mein Mann hat mich verlassen," lautete die kurze, scharfe Antwort.

Ich starrte sie verblüfft an.

„Mein Gott . . ."

„Ja, das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß er sich so vergessen würde . . ." Die Frau strich über ihre schwarzseidene Schürze, und blickte mich gewissermaßen höhnisch an.

„Nein — das hätte ich nicht geglaubt," sagte ich aufrichtig. „Wie konnte das nur geschehen?"

Ich erwartete natürlich nicht, Auskunft zu bekommen. Aber mit einer Selbstsicherheit, die zeigte, wie sie des ihr von allen Seiten dargebrachten Mitleidstributes gewiß war, erzählte mir Frau Therese die Geschichte ihrer unglücklichen Ehe: ihre vergebenen Versuche, den Mann zu einem gesetzten, brauchbaren, praktischen Gatten und Bürger zu erziehen. Eine Zeitlang habe sich alles

gut angelassen — bis das Kind starb. Von da an habe das böse Gewissen ihn ihr und ihrem Einfluß entfremdet — er habe seine Praxis mehr und mehr vernachlässigt und öffentlich immer verächtlicher von seinem Beruf geredet, sei in einen verderblichen Umgang geraten, habe mit Leuten verkehrt, die sich das Haar lang wachsen ließen und barfuß gingen, und darüber den Sinn für das Anständige und Vernünftige völlig verloren . . .

Ich hörte schweigend zu — innerlich erschüttert zu sehen, wie der Frau über dem Haß die Scham abhanden gekommen war.

„Aber Philipp ist doch ein wertvoller, vornehmer Mensch," sagte ich endlich, „er geht seine eigenen Wege — glauben Sie nur — in der Einsamkeit findet er sich wieder."

„Einsamkeit?" fragte sie mit einem verachtungsvollen Herabziehen ihrer Mundwinkel, „Philipp ist untergegangen, sage ich Ihnen. Weil ich mich weigerte, die Schülerin für seine unmoralischen Theorien zu werden, hat er sich eine gläubigere Freundin gesucht. Mit ihr ist er jetzt in Griechenland, oder wer weiß wo . . ."

Das vergrämte, verbitterte kleine Frauenantlitz blickte zornerfüllt in die Ferne, wo sie im Geiste den Gatten mit einem fremden Weibe sah.

Dann sank ihr Blick langsam auf den Tisch und sie bemerkte, daß ich während ihrer Erzählung mechanisch das Berloque mit dem Apollokopf aus der Schale genommen und es auf einem der Albums hatte liegen lassen.

Das naſſe Taſchentuch zuſammengepreßt in der Linken, nahm ſie mit der Rechten das Berloque, legte es zurück neben das Glasflakonchen und rückte die kleine Schale, bis ſie genau ſo ſtand wie vordem — links, etwas zur Seite des Majolikatellers.

Da verſtand ich meinen armen Freund und entſchuldigte ihn in meinem Herzen.

Das Andenken des Entschlafenen

Ihr Mann war bei dem schrecklichen Zusammenstoß zweier Züge zwischen Frankfurt und Bebra verunglückt.

Sie hatte ihn sehr geliebt und eine harmonische, friedvolle Ehe mit ihm geführt. Und nun brachte man ihn ihr, nachdem sie vor wenigen Stunden für kurze Tage einen heiteren Abschied von ihm genommen, als eine grauenvoll zugerichtete Leiche ins Haus. Der Arzt, die Träger, die Polizeibehörde selbst beschworen sie, diese kläglichen Überreste nicht noch einmal sehen zu wollen. Charaktervoll und willenskräftig wie sie war, verzichtete sie auf den letzten trostlosen Abschied, um sich das Gedächtnis des Toten als eines schönen, ernsten, edlen Menschen ungetrübt aus dem Zusammenbruch ihres Glückes zu retten. Die Pflege dieser Erinnerung mußte ja in der Zukunft nun alles für sie sein.

— — Er hatte noch gelebt nach der Katastrophe — Minuten, Viertelstunden — wer mochte es wissen. Als die Rettungsarbeiten so weit vorgeschritten waren, um zu ihm gelangen zu können und ihn aus dem Wust

von zertrümmerten Balken, Glas und Eisenwerk zu befreien, hatte er schon ausgelitten. Aber aus seinen starren Fingern löste man ein Notizbuch, welches man der Witwe übergab.

Sie fand auf blutbeflecktem, zerknittertem Blatt in kaum leserlicher Schrift mit Bleistift die Worte niedergekritzelt:

„Leb wohl, mein geliebtes Weib — sei gut zu ihr . . .“

„Sei gut zu ihr . . .“ Dieser rätselhafte Satz ging der Witwe nach, Tag und Nacht. Was sie auch vornahm, wohin sie sich bewegte — überall sah sie die vom Blute seines armen, gemarterten Leibes befleckten Worte vor ihren Augen — sie drängten sich zwischen ihre heißesten Tränen, in ihre tiefste Trauer, die sie verwirrten und trübten.

Zu wem sollte sie gut sein?

Eine dumpfe Ahnung war wohl schon in ihrem Herzen, aber Frau Margarete konnte sich noch nicht überwinden, sie mit dem Verstande zu fassen und zu durchdenken.

Da — am Begräbnistage — sah sie zwischen vielen Leidtragenden, die dem Trauergottesdienst beiwohnten, eine in schwarze Schleier gehüllte Frau, die sie nicht kannte, und die aus dem Kreppgewölk hervor unverwandt einen starren, schmerzensvollen Blick auf sie richtete. Während der Einsegnungsworte des Geistlichen bekam die Fremde einen Weinkrampf. Man

mußte ſie nach einigem Widerſtande entfernen, weil ſie durch ihren lauten, ungezügelten Jammer den Ernſt der weihevollen Stimmung empfindlich zu ſtören begann.

Nun wußte Frau Margarete Beſcheid, in welcher Richtung ſie zu ſuchen hatte.

Sie war erſchreckend bleich und ihre Augen blickten wie glimmende Kohlen aus den roten, entzündeten Lidern, als ſie nach der Zeremonie mit dem ihr verwandten Geiſtlichen heimfuhr. Aber ihr gleichſam in Schmerz erſtarrtes Antlitz wunderte wohl niemand. Es erſtaunte den geiſtlichen Herrn nur, daß ſie in dieſer ſchweren Stunde ſoviel Intereſſe an der umgebenden Welt beſaß, um ihn zu bitten, die Dame, welche während des Gottesdienſtes unwohl geworden war, aufzuſuchen und ihr deren Adreſſe zu bringen. Der Geiſtliche verſtand, daß es ſich hier um eine jener geheimen Familienkataſtrophen handelte, deren verheerende Wirkungen er in ſeinem Seelſorgeberuf oft genug hatte beobachten können. Er legte deshalb ſeine Hand auf die ſeiner Couſine und fragte ernſt: „Liebe Margarete, iſt es nicht beſſer, du läßt dieſe Dinge mit dem Toten begraben ſein?“

In ihren Augen glomm ein ſeltſames Leuchten auf, ein Licht, das von einer Liebe zeugte, die ſtärker war als der Tod.

„Es war Rudolfs letzter Wille, daß ich zu dieſer Frau in Beziehung treten ſoll,“ ſagte ſie leiſe, aber feſt, und fügte dann mit bebender Stimme hinzu:

„Ich habe kein Kind — vielleicht — vielleicht lebt doch noch ein Teil von ihm — etwas — das ich — mit der Zeit liebgewinnen könnte . . .“

„Nein,“ murmelte der Geistliche unbedacht, „Kinder existieren dort nicht.“

„Du weißt . . .?“

Er neigte schweigend den Kopf und damit trat ihr das ganze Erlebnis aus dem Zustande traumhafter Zartheit in die rohe Wirklichkeit. Ein wildes, verzweifeltes Weinen erschütterte die Frau.

Dennoch blieb sie ihrem Vorsatz treu, die Geliebte ihres Gatten kennen zu lernen. Drei Tage später befand sich ein junges, schluchzendes, durch den plötzlichen Todesfall völlig haltloses Wesen in ihrem Hause und unter ihrem schwesterlichen Schutz.

Man fand dieses Vorgehen allgemein etwas exaltiert von Frau Margarete. Einige Leute tadelten sie ernstlich und andere bewunderten sie.

Ihr aber war es, als ob sie einen süß-wehmütigen Trost in dem Bemühen finden könne, den leidenschaftlichen Kummer der anderen, die von ihm geliebt worden war, zu lindern und mit sanfter Hand sie zärtlich zu streicheln. Mit wem auch konnte sie von dem Verstorbenen, auf dessen Besitz sie nun beide verzichten mußten, so innig reden, als mit dem jungen Geschöpf, das ihn ebensogut gekannt hatte, ihn ebenso bewunderte und verehrte wie sie selbst?

Sie war eine reife und gerecht urteilende Frau,

welche Welt und Menschen kannte. Der Gatte wurde ihr, nach dem ersten herben Schmerz durch die Entdeckung seines Treubruches, an sich noch nicht entwertet. Sie sagte sich, daß fast jede Frau früher oder später eine solche Erfahrung durchmachen muß. Es rührte sie, daß er, trotzdem sein Herz und seine Sinne von dieser neu in sein Leben tretenden Erscheinung gefesselt worden waren, in seinem Wesen gegen sie selbst stets der feinfühlige, ritterlichste Gatte geblieben war. Und daß diese Doppelliebe ihn schwere innere Kämpfe gekostet haben mochte, nahm sie ohne weiteres an. Es konnte nur ein Kleinod von irgend einem besonderen, wenn auch dem Auge des Menschen nicht gerade offenbaren Wert gewesen sein, welches sein Herz zu einer solchen Teilung hatte verlassen können.

Sie wollte diesen Wert ebenfalls erkennen, sagte sich Frau Margarete, sie wollte alle Wege gehen, die sein Geist, seine Phantasie, sein Gefühl gewandelt waren, um in ihm und seinem Wesen weiter zu leben. Und sie erreichte es auch, indem sie sich überwand und Klärchen an ihrer Trauer, an ihren Erinnerungen teilnehmen ließ, daß diese sich ihr vertrauend anschloß.

Nun sah man die beiden so verschiedenen Frauen gemeinsam auf dem Kirchhof erscheinen, das liebe Grab mit Kränzen zu schmücken, man sah sie in der Dämmerung nebliger Winterabende Arm in Arm einsame, überschneite Feldraine entlang wandern. Viele Stunden, bis in die tiefe Nacht, deren leidvolle Ein-

samkeit eine jede von ihnen fürchtete, saßen sie am flackernden Kamin in seinem Arbeitszimmer. Und immer sprachen sie von dem Toten. Anfangs wurde diese Unterhaltung nur in flüsternden, weihevollen Tönen geführt. Allmählich, als die Zeit in ihrem steten Weiterrücken ihre aufgestörten Herzen langsam beruhigte, plauderten sie intimer, eifriger, zuweilen fast mit einem Ton von Heiterkeit, als sei er nur auf einer Reise und könne jeden Augenblick hineintreten. Das war ein so seltsam erregender Genuß, ihn auf diese Weise in seiner alltäglichen Gestalt zu einem neuen phantastischen Leben zurückzuschaffen. Die ernste schlanke Frau Margarete pflegte in dem tiefen Lehnstuhl zu ruhen, der ihres Gatten Lieblingssitz gewesen, das bewegliche Klärchen kauerte bald zu ihren Füßen auf einem Kissen, bald hockte sie irgendwo auf einer Stuhllehne, nachlässig mit den Beinen schlenkernd, bald wanderte sie im Zimmer umher und bog neugierig ihren wuscheligen Blondkopf über all die Gegenstände, zwischen denen Rudolf gelebt hatte: die ausgewählten Bronzen einer hohen Kunst, von der sie nichts verstand, auf seinem Schreibtisch, die feinen Bildchen an den Wänden, die Handzeichnungen in den Mappen, die ihr so wunderlich unfertig und eigentlich lächerlich vorkamen — die Bücher in den wandhohen Gestellen, von denen ihr armes kleines Putzmacherinnengehirn nicht den Inhalt eines Bandes zu fassen vermocht hätte . . . und die er alle mit seiner Frau zusammen gelesen, besprochen,

durchgearbeitet hatte. Margarete blätterte oft in diesem oder jenem Buche, sie konnte nach einem Zeichen, nach einer Randbemerkung suchen, die ihr einen seiner Gedanken plötzlich wieder belebte, sie schlug auf dem Klavier Melodien an und träumte darüber, ja, sie zeigte es Klärchen, ohne boshafte Absicht, aber unverhohlen in jedem ihrer Worte, in allen ihren Bewegungen, wie ganz sie in dem Arbeitszimmer ihres Gatten heimisch — wie tief sie mit seiner Geisteswelt vertraut war, mit wie zahllosen Fäden ihre Seelen verbunden gewesen.

Und Klärchen hatte in dem guten, fröhlichen Glauben gelebt, Rudolf müsse neben dieser Frau, die er niemals erwähnte, nach der zu fragen er ihr aufs Strengste untersagt hatte, freudlos unbefriedigte Tage in einer großen Herzenseinsamkeit zugebracht haben. Wie seltsam dünkte es sie jetzt, daß er ihr so oft versichert hatte, sie schenke ihm ein neues Leben . . . War denn das nur eine gütige Redensart gewesen?

Von bangen Zweifeln beklemmt, duckte sie sich unter Margaretes überlegenes und doch so freundliches Wesen. Es trieb sie aber mehr und mehr ein halb widerwilliges Bedürfnis, diesem Rätsel, das ihr armes Herz peinigte, auf die Spur zu kommen, die Lücke zu entdecken, die auch in dem schöngefügten Fundament seiner Ehe bestanden haben mußte, um dann mit heimlicher Befriedigung für sich ganz allein den Schaden zu betrachten und zu genießen. Wollte Frau Margarete sie einführen in die vornehme und stille Welt, in der

der Tote und sie selbst gelebt, so wehrte sich Klärchen wohl innerlich gleich einem eigensinnigen Kinde, die Macht dieser Welt anzuerkennen, aber äußerlich schmiegte sie sich Frau Margarete weich und lernbegierig an, mit einem unaufhörlichen Horchen auf die Offenbarung, die ihr einmal kommen mußte, die Offenbarung von der Lüge in diesem Leben, welche sie selbst triumphierend erhöhen und Frau Margarete mit all ihrer Vornehmheit, Ruhe und Schönheit vor ihre Füße zwingen mußte. So malte sie es sich in stillen Stunden mit ihrer an der Lektüre sentimentaler Leihbibliotheksromane erhitzten Phantasie aus. Aber sie horchte vergebens. Sie begriff nur immer tiefer, wie reich sein Dasein gewesen und welch kleinen Teil darin sie selbst bedeutete. Der Geliebte drohte ihr auf eine ferne, unnahbare Höhe zu entschwinden, und sie klammerte sich gleichsam mit beiden Händen und nicht ohne einen gewissen Trotz an die Erinnerungen, die sie von ihm besaß, die ihr wert und teuer waren.

Auch sie begann rücksichtslos von ihrem Rudolf zu schwätzen. Während sie in tausend Indiskretionen aus ihrem Liebesleben schwelgte, verfiel sie unwillkürlich von dem gewählteren Deutsch, dessen sie sich in Frau Margaretes Gegenwart befleißigte, in die ihr gewohntere, etwas banale Sprechweise des niederen Bürgerstandes und begleitete ihre Herzensergüsse mit ihrem hellen Gekicher. Was hatte sie alles für spaßhafte Geschichten mit ihm erlebt und wie wußte er sich

immer so geschickt aus der Situation zu ziehen. Damals bei der Landpartie, als sie plötzlich seine Schwester trafen und er sich lang ins Boot legte und von ihrem Regenmantel und Hut zudecken ließ, während das Schiffchen mit den Familienangehörigen an ihnen vorüberglitt, und wie er sich vor Lachen schüttelte unter seinen Hüllen, und wie sie nachher so toll gewesen, aber so toll, daß sie vor lauter Zärtlichkeit beinahe den Kahn umgeworfen hätten und ertrunken wären. Diese Erzählung machte auf Frau Margarete einen etwas peinlichen Eindruck. Sie mochte sich ihren verehrten Gatten nicht gerade in dieser Lage vorstellen. Seltsam mutete es sie auch an, zu hören, wie außerordentlich er sich für die Putzmacherin interessiert habe, wie Klärchen nicht eines dieser eleganten kleinen Wunderwerke von Hüten, für deren Geschmack sie einen gewissen Ruf zu haben behauptete, anfertigte, ohne Rudolfs Urteil und seinen Rat einzuholen. Welche wichtige Angelegenheit der Kauf eines seidenen Unterrocks für sie beide gewesen war! Würde Margarete je gewagt haben, ihres Mannes kostbare Zeit für dergleichen Kleinigkeiten in Anspruch zu nehmen? Und doch schienen ihm all diese Dinge großen Spaß gemacht zu haben.

Zuweilen aber tauchten bei Klärchens Erzählungen Bilder aus jener längst vergangenen Zeit vor ihrer Seele auf, als sie und Rudolf ein glückliches, törichtes, lustiges Brautpaar gewesen — und ihr war es, als würden jene heilig gehaltenen Erinnerungen entweiht und gleichsam karikiert durch die Eröffnungen der kleinen

Putzmacherin. Sie bekam Briefe zu lesen — Briefe ... unverhohlen sprach aus ihnen die Stimme einer heißen Leidenschaft, einer brennenden Freude an dem Spiel mit dem oft so platt und albern sich gebenden jungen Mädchen. Es kam dabei etwas Derbes, Genußgieriges in seiner Natur zutage, Eigenschaften, die sich ihr gegenüber immer verborgen hatten. War das nur Heuchelei gewesen oder Rücksicht auf ihr eigenes Wesen? ... Und Frau Margarete dachte der Stunden, da sie sich selbst aus mancher schwachen und niedrigen Stimmung befreit hatte, indem sie demütig ihr Selbst an seiner sittlichen Höhe maß ...

Erstaunen — Bitterkeit — ein Gran von Verachtung mischte sich in ihre reine Trauer und zerstörte in langsam nagender Arbeit die Liebe ihres Lebens. Oft saß sie mit einem eiskalten Gefühl im Herzen und hörte gleichgültig zu, und es war ihr, als rede Klärchen von einem ganz fremden Mann — von einem, den sie nie gekannt.

Und doch trieb ein dämonisches Verlangen die beiden Frauen immer wieder aufs neue zu dieser trostlosen Qual: von dem Toten zu reden, seiner Seele die Schleier abzureißen, das Doppelwesen, das gespenstisch zwischen ihnen auferstand, mit einer kranken, schmerzhaften Neugier zu betrachten, gegenseitig sich jede Schönheit, jede Lust, jedes genossene Glück zu zerstören und es dann verzweifelt zu beweinen. Sie lernten sich gegenseitig nicht lieben — sie haßten sich beinahe und doch konnten sie nicht voneinander lassen.

Eines Tages ging Frau Margarete sehr früh des Morgens auf den Friedhof. Es war heute der Geburtstag des Entschlafenen, und es drängte sie, einmal, nur einmal wieder allein mit ihm zu sein und zu versuchen, ob sie sein getrübtes und verwischtes Bild in ihrer Seele wieder herstellen könne. Als sie in tiefem Sinnen an dem grünen Hügel stand, auf dem der Efeu frische Sprossen trieb und die Veilchen duftende Blüten öffneten, hörte sie einen leichten Schritt, den sie kannte. Unwillkürlich ballten sich ihre Hände. Klärchen trat neben sie, legte einen Kranz nieder und stammelte errötend: „Ich glaubte, ich dachte — du würdest so früh nicht hier sein."

Schweigend blickten die Frauen vor sich nieder, irgendwo in der Luft sang eine Lerche. Endlich sagte Frau Margarete:

„Es wird besser sein, daß wir uns wieder trennen."

„Ja," schluchzte Klärchen auf, „es wird besser sein." Und plötzlich traf, zwischen funkelnden Tränen hindurch, ein Blick tiefer Feindschaft die Frau an ihrer Seite, die ihr nichts als Liebe und Güte erwiesen, und sie stieß heftig hervor: „Was hilft das nun — genommen hast du ihn mir doch!" Und laut weinend verließ sie den Kirchhof.

Frau Margarete sah ihr gedankenvoll nach, ein wehes, bitteres Lächeln schlich um ihren Mund. Auch sie hatte den geliebten Mann noch einmal verloren — schlimmer als im Tode.

Ein neuer Oreſt

Oreſtes Kimolos war ein Deutſcher. Klingt der Name nicht eben germaniſch, ſo ändert dieſer Umſtand doch an der Tatſache ſelbſt nichts. Das Deutſchtum des Oreſt war nur wenige Wochen jünger als das Deutſche Reich ſelbſt. Sein Vater, Herr Petros Kimolos, Handlungs-Reiſender für Südfrüchte, hatte ſich und ſeinen Kindern den Schutz des neuen mächtigen Staatsverbandes erworben und ſein Bürgerrecht befeſtigt, indem er für ſeine Erſparniſſe in der Nähe von Potsdam ein wüſtes Stück Land kaufte.

Die deutſchen Siege hatten gewaltig auf den heimatloſen Griechen gewirkt und ſeine Freude an Heldentum und Waffenglanz, die als ein unfruchtbares Erbe der Väter in ſeiner Bruſt begraben lag, zu dieſer wunderlichen Betätigung aufgerüttelt. Es war' keine Ausſicht vorhanden, daß Herr Petros aus ſeinem Grundbeſitz großen Nutzen ziehen werde. Er konnte ſeine Familie durchaus nicht zu einer Überſiedelung in den barbariſchen Norden bewegen.

Frau Kimolos zeigte wenig Sympathie für die weitſchweifenden Ideale ihres Gatten und für ſeine Sucht nach neuen Vaterlanden. Ein geſtickter Schlafrock wäre ihr lieber geweſen als der Kartoffelacker in der Ferne.

So mußte Herr Petros sie vorläufig an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte zurücklassen. Es war das ägyptische Alexandrien, wo seine Vorfahren nach manchen Streifzügen durch die Levante endlich gelandet waren. Er begnügte sich während eines kurzen Besuches bei den Seinen, den kleinen Orest und dessen Schwester Iphigenia in der deutschen Schule zu Alexandrien anzumelden, damit sie zu Helden erzogen würden. Die Kinder lernten in der deutschen Schule italienisch, arabisch, französisch und die deutschen Buchstaben.

Danach begab sich Petros Kimolos mit seinen Korinthenproben auf weitere Handelsreisen.

Frau Klytemnästra — wollte sagen Madame Kimolos — in der Okelle Riccioto, Rue d'Atarine, war seitdem der Meinung, sie habe einen Toren zum Manne.

Für Iphigenia und Orestes erschloß der Besuch der deutschen Missionsschule eine reichströmende Freudenquelle.

Der Unterricht der Mädchen wurde abgesondert von dem der Knaben durch die blonde Missionarsfrau gehalten. Doch in den Frühstückspausen konnte Iphigenia wichtige Versuche mit der Anziehungskraft ihrer Augen für den französischen Lehrer, einen früheren Friseurgehilfen, anstellen. Auch fand sich Gelegenheit genug, in den Ecken der staubigen Gänge, wo die internationale kleine Schülerbande unter aufgehängter Kinderwäsche und altem Gerümpel ihre Spiele trieb, mit den reiferen Knaben Küsse zu wechseln. Der Austausch von

Bonbons und Lebenserfahrungen zwischen ihr und gleichgesinnten Freundinnen war ebenfalls vergnüglich und ergänzte ihre Kenntnisse von den Genüssen, welche die Zukunft ihr versprach.

Orests Freuden waren von anderer Art. Er besaß nicht das muntere Temperament seiner Schwester, und die Neugier auf das Leben war noch nicht in ihm erwacht. Übrigens hatte er genug damit zu tun, seine Schularbeiten zu begreifen. Der Missionar beschenkte den stillen, blassen Jungen, um ihm seine Zuneigung zu erweisen, gern mit Traktätchen, die dieser zwar nicht lesen konnte, aber sorgsam aufbewahrte. Denn gegen die bunten Heftchen ließen sich wohl andere erwünschte Dinge einhandeln. Auch schickte Herr Wackernagel den Orest öfters auf die Galerie hinaus, wo er das Wägelchen mit dem Missionskindchen auf- und niederfahren durfte. Für diese Dienstleistung gab es regelmäßig Obst oder Kuchen zum Lohn; sie galt also bei den Schülern als etwas Erstrebenswertes. Die Missionarin vertraute ihr Kleines dem sanften Griechenjungen am liebsten an, und es bildete sich zwischen den beiden eine besondere Freundschaft.

Orest befand sich wirklich weit besser in der deutschen Schule, die von anderen Menschen vielleicht nicht für einen beneidenswerten Aufenthalt gehalten worden wäre, als unter der Obhut seiner lieben Mutter. Die Bewunderung, die er für Madame Kimolos hegte, wenn sie ihre Locken gekräuselt und künstlich aufgetürmt hatte

und mit ihrer feuerroten Schleppe durch die dämmerigen Zimmer fegte, war stets mit ängstlichem Bangen gemischt. Die mütterliche Erziehungsweise hinterließ häufig schmerzende Stellen an seinen schlaffen, schlanken Gliedern. Und er war ein feiger kleiner Geselle, der Orest.

Geduldig beugte er sich unter die launische Macht, die über ihm waltete und ihm täglich zeigte, daß er durch eine geheimnisvolle Ursache die Liebe seiner Mutter verloren hatte und daß sie gänzlich auf seine Schwester übertragen worden war. Rühmte sich aber Iphigenia dessen in ihrer hämischen Weise, so geriet er in eine unbeschreibliche Wut und schlug mit seinen Fäusten auf sie ein, bis ihr Gekreisch Madame Kimolos herbeirief. Alle Kraft verließ den Knaben, sobald er die funkelnden Augen seiner Mutter erblickte und ihre Hand nach seinen schwarzen Locken greifen sah. Sie verstand so grausam zu peinigen, diese schmale, ringgeschmückte, gelbliche Frauenhand. Zitternd verkroch er sich vor ihr unter sein Bett, in die versteckteſten Winkel der Wohnung. Auch heut früh war er schrecklich gezüchtigt worden und wußte doch kaum weshalb. In Scham und Qual hatte er sich davongestohlen, um den Schulweg nicht mit der Schwester gemeinsam machen zu müssen.

An Orest vorüber jagten die Wagen, trabten die Esel, schwankten hochbeinige Kamele. Es schrien die Kutscher, es brüllten die Treiber. Eilig rannten die europäischen Kaufleute in ihre Kontore, und atemlos liefen die jüdischen und armenischen Makler ihnen nach.

Schmetternd oder in langgezogenen Heultönen ſangen Waſſerträger, Milch- oder Fiſchverkäufer die Liſte ihrer Waren herunter; die Blinden, die Verkrüppelten, die von den ſchauerlichen Krankheiten des Südens zerfreſſenen oder zu unförmlichen Klumpen aufgeſchwollenen Geſtalten jammerten fanatiſch ihre Leiden der Menſchheit entgegen. Sie alle waren von der Nacht und von dem Meerwind, der feucht und friſch durch die Straßen blies, mit erneuter Kraft ausgerüſtet, einen Teil des Gewinnes, nach dem ein jeder jagte, um den ein jeder ſtritt und ſchrie und heulte und flehte, an ſich zu reißen. Nur die Türken, die Herren über das ganze Land, über ſeine Pracht und ſein Elend, ſchritten gleichgültig und erhaben durch die aufgeregte Menge.

Die Sonnenſtrahlen funkelten von dem hellblauen Himmel nieder auf große Schaufenſter, wo Brillanten blitzten wie Tau auf den Kleefeldern, wo ſilberne Geräte ſchimmerten wie der weiße Schaum der azurnen Flut, wo Stoffe und Gewänder die Farbenglut der Orientblumen übertrafen. Und all dieſe Herrlichkeit rief auf ihre Weiſe mit heiterem Hohn den Vorübereilenden entgegen:

„Kaufe! Schmücke dich! Prange! Siehſt du nicht, daß die Springbrunnen glitzern? Die Akazien umgeben ſich mit holden Düften, und Flammenbäume ſcheinen purpurn über Gartenmauern! Hörſt du nicht, wie die See ihre durchſichtige Schleppe rauſchend über den Uferſand ſchleift? Wer ſich von der Natur be-

schämen läßt, ist ein Lump — er gehört nicht hierher in dieses Land der Farben und des goldenen Lichtes!"

Antoninus Mauros

Modes et Quincailleries

buchstabierte Oreſt aus der Inschrift über den allergrößten und allerprächtigsten Schaufenstern. Er blieb stehen, starrte in verdrossener Träumerei hinauf.

Mit einer schmerzlichen, beengenden Empfindung im Halse, als müsse er weinen, erinnerte sich der Junge an einen Abend, als seine Mutter ein neues Kleid angelegt hatte — es war von blauem Sammet und sie trug kleine Perlen dazu in ihren weißgepuderten Ohrläppchen — und er war ihr in dem dunklen Drange seines Staunens über ihre Schönheit in den Salon gefolgt. Dort saß sie neben Herrn Antoninus Mauros auf dem Diwan. Beide sprachen kein Wort miteinander.

Oreſt kniete bei seiner Mutter nieder und strich mit der Hand über das weiche Gewebe ihres Kleides. Als er dabei an ihren Arm rührte, fühlte er, daß sie zitterte. Er wunderte sich darüber. Trotzdem ihre Blicke ihn aufforderten, das Zimmer zu verlassen, folgte er doch nicht; denn damals fürchtete er sich noch nicht vor ihr.

Aber als Herr Antoninus fortgegangen, war Madame Kimolos so zornig auf ihren Sohn geworden, wie er sie später oft genug sah. Sie war wie ein wildes Tier in ihrem Zorn. Oreſt wußte nicht, was er ihr getan — sie litt die stumme Anbetung des

Knaben sonst gern. Er hatte es auch bis zu diesem Tage noch nicht begriffen. Doch faßte er seitdem eine dumpfe Abneigung gegen Herrn Antoninus Mauros. Sie äußerte sich kindisch; Orest spuckte nach dem eleganten Herrn, sobald er ihn sah, und nannte ihn mit häßlichen Schimpfworten. Herr Antoninus sprach die Befürchtung aus: das Betragen des Knaben werde ihm das Haus, in dem er sich wohl fühle, verleiden. Dennoch kam er immer und immer wieder. Je mehr Strafe Orest erhielt, desto tiefer und heftiger wurde sein ohnmächtiger Groll gegen den Gast seiner Mutter.

Nun hielten die drei: Madame Kimolos, Iphigenia und der Fremde, zusammen. Orestes fühlte sich im Hause seiner Eltern ausgeschlossen und verfolgt.

Darum wiederholte er tückisch das anstößigste Wort, welches er kannte und streckte die Zunge heraus, als er den Namen seines Feindes über den Schaufenstern las.

Dann wurden die in seinem zehnjährigen Kopf wirr durcheinander taumelnden Gedanken durch den Duft frischgebackener, heißer Kuchen abgelenkt. Ein Verkäufer setzte sie dicht neben ihm auf einen Ständer nieder. Sie schwammen in Öl und Honig und reizten den Appetit des Knaben heftig. Er war am Morgen von der Mahlzeit ausgeschlossen worden. Seine Mutter hatte vergessen, daß sie dasselbe Demütigungsmittel schon am vergangenen Abend angewendet hatte. So war er sehr hungrig. Aber er besaß kein Geld, um

von den leckeren Kuchen zu kaufen, und verließ ihre Nähe nach einem letzten sehnsüchtigen Blick, sich mit der Aussicht tröstend, im Lauf der Schulstunden etwas Eßbares zu erlangen.

Trotz seiner mürrischen Traurigkeit ging Orest jedoch nicht auf der geraden Straße entlang, sondern kletterte, wie er es immer zu tun pflegte, über den Trümmerhaufen eines eingestürzten Hauses. Man sagte, es habe verwaisten Kindern gehört und ihr Vormund ließe es zerfallen, weil kein Geld zur Erhaltung da war, oder weil er die dazu nötigen Summen für sich selbst verwendete. Jedenfalls lag es schon jahrelang als eine wüste Ruine zwischen den anderen glänzenden Gebäuden, eine stille Mahnung, daß es in dem allgemeinen Wettkampf um den erhofften Reichtum auch Unterliegende gibt. An dem Rest einer Mauerecke hing ein Vogelbauer mit klaffendem Türchen, gerade als sei das Glück des Hauses durch diese kleine Öffnung davon geflogen. Von den Steinen holten sich die Eingeborenen, denn sie bauten ihre armseligen Wohnlöcher aus dem Abfall, den die Fremden ihnen überließen.

Griffen sie einmal in deren Rechte, alles Gute im Lande zu brauchen und zu genießen, ein, so wurde ihnen die Frechheit ihres Übertrittes kräftig genug bewiesen.

An der Polizeiwache wurde wieder ein Mann durchgepeitscht. Weiber und Kinder seines Volkes standen umher, schauten mit wollüstiger Neugier der auf seinen Rücken niedersausenden Nilpferdpeitsche zu und hörten

ſtumpfſinnig auf die heiſeren, kaum noch menſchlichen Schmerzenstöne, die ſich ſtoßweiſe dem Munde des Ägypters entrangen. Der feuchte, köſtliche Seewind fächelte ſeine ſchweißgebadete Stirn, die Sonnenſtrahlen funkelten luſtig über dem grauſigen Schauſpiel. Einige Damen hielten ihre Schirme vor die zartverſchleierten Geſichter und gingen mit goldumränderten Gebetbüchern in die unweit des Wachtlokals liegende Kirche, aus der die Orgel feierlich zur Meſſe ſummte.

Oreſt geſellte ſich zu den Gaffern.

„Was hat der Fellah getan?“ fragte eine der ägyptiſchen Frauen die Polizeiſoldaten.

„Geſtohlen,“ lautete die gleichgültige Antwort.

Von dem Kirchturm ſchlug es neun Uhr. Oreſt ſchrak zuſammen, ſeufzte und trabte ſchneller auf ſeinem Wege weiter.

Es war ein Unglückstag für Oreſt. Traktätchen wurden nicht begehrt. Die Frau Schuldirektorin gab vor ſeinen verlangenden Augen dem weinerlichen Herkules, dem Sohn des Eiſenhändlers unten im Hof der Okelle, eine Handvoll getrockneter Datteln. Sie bereute es, noch ehe dieſer die Früchte verſchlungen, und drückte, da ſie keine Datteln weiter beſaß, ihre kühlen, roſigen Lippen begütigend auf die dunkle Braue des Knaben.

„Weißt du, er hat ſo viel Schmerzen an ſeinen kranken Augen zu erdulden — du wirſt ihm etwas Gutes gönnen,“ lehrte ſie den Oreſt. Frau Wackernagel konnte nicht wiſſen, wie ſchlecht der Zeitpunkt ge-

wählt war, einem hungrigen Knaben neidlose Nächstenliebe einzuprägen.

„Du hast heut keine Belohnung verdient," sagte sie. „Iphigenia hat über dich geklagt! Nicht wahr — morgen gibt es etwas Schönes, wenn du dann ein gutes Bübchen bist."

Morgen —! Hätte Orestes nur gewußt, ob er morgen besser sein würde? Was mochte bis morgen alles geschehen!

Kinder reden selten von ihren dunklen und verworrenen Empfindungen. Wenn sie klein sind, kommen sie und legen ihren Kopf an die Brust dessen, den sie lieben; wenn sie heranwachsen, so verhindert sie die Scham, selbst in dieser stummen Weise zu klagen.

Orest fühlte ein überwältigendes Verlangen, seine Arme um den Nacken der freundlichen Frau Wackernagel zu werfen, sich auszuweinen, ihr seinen Hunger zu klagen, sie zu fragen, warum ihm so davor bange, nach Hause zu gehen, warum er vor seiner Mutter bebte, warum seine Hände noch immer danach zuckten, seine Schwester zu schlagen.

Aber wie hätte er das gekonnt!

Und so senkte der Knabe schweigend die schweren Lider über seine dunklen Sammetaugen und stand, innerlich ein ganz verlassenes, vereinsamtes Geschöpf, an dem Geländer der Galerie, auf der die kleine Szene vor sich gegangen war. Und während die Missionarin, welche es so gut mit ihm meinte, die kurze Freistunde

dazu benutzte, ihr Baby und ihre Küche zu besorgen, starrte Orestes hinunter auf den sonnenlosen, grauen, von hohen Mauern und vielen Galerien umgebenen Hof der Okelle. Er verfolgte mit den Blicken einen struppigen, mageren Hund, der von der Straße hereingeschlichen kam und mit der Schnauze in den Abfallhaufen wühlte, die dort unten lagen. Des Jungen Interesse wurde rege. Er vergaß sich selbst und seinen unbegriffenen Kummer. Als das wilde gierige Tier mit einem verwesten Vogelbalg davonlief, freute er sich und lachte.

Da fiel ihm das fürchterliche Schreien des gepeitschten Mannes wieder ein.

Was er wohl gestohlen hatte?

* * *

Trotz Herrn Wackernagels Ermahnung, daß es fein und lieblich sei, wenn Geschwister einträchtiglich beieinander wohnen, schlich sich Orest mit trotzigem bösem Gewissen gegen Mittag wieder allein davon. Er wollte nicht mit Iphigenia gehen. Er haßte sie, weil sie ihn wegen seiner Dummheit auslachte und mit Herrn Antoninus Mauros auf gutem Fuße stand.

Wenn nur sein Vater bald zurückkehrte!

Orest hatte das undeutliche Gefühl, der werde auf seiner Seite stehen. Einmal hatte er etwas davon zu Iphigenia gesagt und sie berichtete es weiter. Seit-

dem war alles noch viel schlimmer zwischen ihm und seiner Mutter geworden.

Müde schleifte Orest seine Büchertasche hinter sich her, durch den tiefen, mehlartigen Staub, in dem seine Füße die breite, lange Straße hinabwateten. Das Licht um ihn her war nicht mehr golden wie am Morgen, sondern grellweiß. Man konnte kaum die Augen öffnen in dem schattenlosen Glanz, der von dem einförmig flimmernden Himmel herabströmte und von dem weißen Erdboden, den weißen viereckigen Häuserblöcken blendend zurückgeworfen wurde. Ihre Jalousien waren alle geschlossen, die Hüter schliefen, die Köpfe in ihre weißen oder blauen Gewänder versteckt, vor den Türen. Die schöne kleine Gestalt des Griechenknaben mit dem roten Käppchen auf der schwarzen Lockenmähne wanderte einsam durch die unbarmherzige Sonnenglut. Ihm zur Rechten zog sich eine in Staub begrabene Kaktushecke entlang, welche steiniges Geröll und darüber hinkriechende dürftige Kürbisranken begrenzte. In den kurzen kohlschwarzen Schatten, den die phantastischen Verästelungen des Kaktus warfen, drückten sich ein paar herrenlose Hunde.

Gegenüber befanden sich die mit hellem Blau und Rot gemalten und mit goldenen Koransprüchen geschmückten Wände einer Moschee. Leicht und anmutig gegliedert, ragten ihre Minarets in das regungslose, glühende Lichtmeer empor, und der Halbmond auf einer ihrer Spitzen leuchtete dort, hoch oben, wie eine

Flamme. Neben der Moschee ein Schöpfbrunnen mit barocken braunen Stangen und Eimern und eine Palmengruppe, deren schwanke Stämme sanft gegeneinander geneigt waren, so daß ihre Federkronen sich vermischten.

Mitten auf der Straße lag das Grab eines muselmännischen Heiligen: ein aufrechtstehender, von einem Turban gekrönter Stein, mit einem hölzernen Gitter umgeben und überwölbt. Hier sah man fast immer betende Gestalten sich niederbeugen und wieder aufrichten, die Arme auf die Knie legen oder dem heiligen Osten, wo Mekka und das Paradies liegt, entgegen breiten.

Die Gebeine des Heiligen galten als wundertätig. Es wurden viele Gelübde dort abgelegt — gute und böse. Der tote Derwisch erfüllte natürliche und unnatürliche Wünsche. Von dem gegitterten Gewölbe hing ein grauenvoller Schmuck auf sein Grab nieder: ein Filz blutiger Lumpen, menschlicher Haare, Nägel und Zähne, die im Laufe von Jahren an dieser Stelle geopfert wurden. Ein Summen von Fliegen war immer um das Grab zu hören.

Auch jetzt kauerte dort ein Mensch, in ein zerlumptes, beflecktes dunkles Hemd gekleidet.

Er hatte gebetet. Eine zerrissene Strohmatte lag noch neben ihm auf dem Boden. Der Mann drehte dem vorüberschleichenden Knaben den Rücken zu, vertieft in die Betrachtung eines kleinen Gegenstandes, den er dicht vor die Augen hielt.

Sein Kopf war kahl geschoren und mit einer schmutzigen Kappe bedeckt. Das Hemd hing ihm nur noch in Fetzen von den mageren Armen nieder; der braune zusammengekrümmte Rücken war von langen bläulichen Striemen und roten Wunden bedeckt.

Orest flog es durch den Kopf, daß dies der Ägypter sein könne, der am Morgen bei der Wache gepeitscht worden war. Mit dem gierigen Interesse des zehnjährigen Knaben an allem Grausigen stand er neben dem Manne still und fragte:

„Warst du es, der heut morgen in der Sheriff-Pascha-Straße die Nilpferdpeitsche bekommen hat?"

„Es war meines Vaters Sohn," antwortete der Mensch. Die braune Hautfarbe seines Gesichtes war fahl vor Erschöpfung und Qual.

Der Knabe starrte ihn neugierig an.

„Was hattest du gestohlen?" flüsterte er aufgeregt.

Der Ägypter lachte, ein stilles, unbeschreiblich höhnisches Lachen.

Er zeigte dem Knaben einen Knopf mit einem großen Brillanten. Die Sonnenstrahlen schienen darauf gewartet zu haben, bis der Mann den Stein triumphierend in die Höhe hielt, um ein Feuerwerk grüner, blauer und roter Funken daraus zu wecken. Der Schuljunge und der Dieb steckten ihre Köpfe zusammen und beobachteten ernst und schweigend eine Weile das reizvolle Spiel des Lichtes auf den flimmernden Facetten.

Dann begann der Ägypter den Knopf sorgsam

in einen Zipfel seines blutbefleckten Hemdes zu wickeln.

„Wenn das Glück mich segnet, bekomme ich eine Guinee dafür," sagte er zu Oreſt.

Dieſer äußerte ſeine Verwunderung, daß die Polizei ihm das Kleinod gelaſſen habe.

Der braune Mann nahm den Edelſtein wieder hervor und klemmte ihn mit demſelben ſtillen Hohnlächeln zwiſchen Daumen und Handfläche feſt.

„So hielt ich ihn, während mich die Hunde ſchlugen," ſagte er ruhig, als ſei die ungeheure Leidenskraft, welche ihn befähigt hatte, die Hand nicht zu bewegen, während ſein Rücken von Schlägen zerfleiſcht wurde, etwas Natürliches und Selbſtverſtändliches.

Gleichgültig blickten ſeine müden Augen in den Sonnenſchein.

„Mein Bruder ſchnitt ſeine Finger mit dem Meſſer ab und ſtach ſein Auge aus mit dem ſcharfen Meſſer, damit der Scheich ihn nicht unter die Soldaten nehme und ſein Weib zur Witwe werde. Er tat es ſelbſt und ſeine Hand war feſt. Sollte ich nicht halten, was der Prophet mich gewinnen ließ? — Allah ſchlug ihre Augen mit Blindheit, ſie ſahen nicht, was ich ihnen verbarg."

„Aber man darf nicht ſtehlen," wandte der Knabe ſchüchtern ein.

Der Ägypter ſchüttelte langſam das Haupt und hob feierlich die Hand.

„Ist nicht das Land unsere Mutter und seine Schätze unser Erbe? Siehe, unsere Mutter gibt ihren Reichtum den Fremden, und die Kinder des Hauses darben. — Mein alter Vater verlangt nach Speise und nach dem Fette des Hammels. Sollte ich nicht nehmen von dem ungerechten Gut der Fremden, meines Vaters Herz zu erfreuen? Es ist Gottes Wille, das ich den funkelnden Stein nahm und Streiche dafür litt — die Räuber unseres Erbes werden sein wie das Aas eines Hundes auf dem Felde, das niemand berührt, weil es unrein ist! Allah ist groß und sein Wille geschehe — ja, es geschehe sein Wille! Er heilt die Kranken und zerschlägt die Gesunden!“

Nach diesem mystischen Klagegesange, den der ägyptische Dieb mit düsterem Pathos und einer unheimlich unter der Oberfläche brodelnden Leidenschaft vor sich hin mehr als zu seinem jungen Zuhörer sprach, erhob er sich und riß einen blutigen Fetzen von seinem Hemde. Durch das Gitter greifend hing er ihn zu den übrigen Opfern auf das Grab des toten Derwisch.

Nun wußte er, daß seine Wunden schnell und leicht heilen mußten. Und durch die geheimnisvollen Vorgänge der Sympathie wurden die Schmerzen, die er litt, von ihm genommen und in verdoppeltem Maße auf seine Peiniger übertragen.

Die Begegnung machte einen seltsamen Eindruck auf Orest. Der Gleichmut im Ertragen körperlicher Strafe, die blinde Unterwerfung unter das Schicksal,

welches jenen zum Diebe gemacht, erschien ihm als etwas Bewundernswertes.

Hatte der Ägypter nicht auch von einer Mutter geredet, die das Erbe ihrer Kinder den Fremden gab? Mit seinen bilderreichen Andeutungen hatte der Orientale einen Samen ausgestreut, der in der Phantasie des griechischen Knaben gefährliche Giftblüten trieb.

Sich mit verworrenem Suchen nach einer Lösung für die Geheimnisse des Lebens quälend, saß der Junge auf der Schulbank.

Er war während der Mittagsstunden nicht zu Hause gewesen. Denn als er aus der Schule kam, sah er das kleine Hütchen und den sonderbar geschnitzten Spazierstock des Herrn Antoninus Mauros auf dem Flur liegen und hörte das scharfe Kichern Iphigenias und das tönende Lachen seiner Mutter. Da war er gleich umgekehrt und schnell davon gelaufen, als könne der Geruch des guten Tomatensalats und der gebratenen Zwiebeln ihn gegen seinen Willen hineinziehen. Er hatte sich in den Straßen umhergetrieben.

Nun malte er schläfrig die unverstandenen Schnörkel arabischer Schriftzüge in sein Heft und beobachtete träumerisch den arabischen Schreiblehrer, der unbeholfen auf dem Katheder saß und in den Taschen seines schäbigen Tuchrockes nach seiner Kette von Rosenperlen suchte. Dabei streute er all sein Eigentum: Amulette, Rohrfedern, auf Pergament gemalte Koransprüche, Kupfer- und Silbermünzen mit unsicheren Händen um sich her.

Die Jungen kannten diese Eigentümlichkeit schon an ihm.

In den hinteren Bänken knöchelten sie um Pistazien- und Melonenkerne. Die meisten von ihnen schliefen, die Köpfe auf den Armen, oder aufrecht sitzend, die Rohrfedern in der Hand. Da nickten rosige dumme, runde fröhliche Kindergesichter — da gab es blasse, schmale, wie aus Elfenbein geschnittene, denen dunkle Locken über zarte Brauen fielen, deren schön geschwungene Lippen schlaff und weichlich hingen, wie die Lippen entnervter Wüstlinge — und listige gelbe — und rauchgraue Mulattengesichter mit tierischen Kiefern . . . .

Trockene, eingeschlossene Hitze herrschte in dem dämmerigen Raum mit seinen kahlen weißen Wänden. Die Fliegen surrten. Unruhig scharrten Knabenfüße, müde kratzten einige Rohrfedern.

Der arabische Lehrer starrte mit erloschenen Augen in unbekannte Gegenden voll goldener Vögel und roter Feuerfliegen, wo ambrafarbene Mädchen sich unter grünen Blätterzweigen in silbernen Reifen wiegten und Sterne und Sonnen aus den Locken gleiten ließen.

Ein schwüler Opiumdunst ging von dem Mann aus, sein Pharaonenkopf sank haltlos auf die eingefallene Brust, durch seine zitternden Finger tropften die Perlen in Gebetschnur, dahin — dahin in endlosen Kreisen — wie die Tage, die Jahre der Welt — wie sein Leben und das seines Volkes dahinrinnt in Träumen von sinnlicher Wollust, deren Erfüllung die Wirklich-

keit versagt — bis der Tod sie in farblosem Dunkel verschwimmen läßt.

Oreſt schrieb nicht mehr. Immerfort mußte er über den schmalen Tisch auf die Erde blicken. Dort lag ein Goldstück. Oreſt hatte gesehen, wie der Ägypter es bei einer Bewegung seines Armes von dem Katheder herabstieß; er hatte es in der großen Stille mit seinem Klirren zu Boden fallen hören.

Wie mochte der arabische Lehrer in den Besitz eines Goldstückes gelangt sein? Und warum bemerkte es niemand in der Klasse, außer ihm selbst? — Es konnte verloren gehen.

Der Junge begann eine steigende Angst zu fühlen, das Geld könne verloren gehen — man werde es suchen und nicht finden.

War es der schwache Mohngeruch, den Oreſt einatmete — war es das üble, leere Gefühl, das der Hunger in seinem Magen erzeugte — er geriet in einen fremdartigen Zustand von Schwäche und Überreizung.

Das Schreckliche, dem nicht zu entrinnen war, lag vor ihm, kam immer näher, es wurde immer deutlicher — es faßte ihn an und hob ihn von seinem Sitze auf — es war nicht zu umgehen. Er sah keinen Ausweg — nirgend. — Er schwankte — er bebte — er hätte schreien können vor Jammer und Entsetzen, und doch mußte es still getan sein.

Oreſt stolperte zum Katheder, dem Lehrer seine Arbeit zu zeigen.

Das Goldstück lag dicht vor ihm. Leise setzte er den Fuß darauf und zog es an sich. Und dann bückte er sich schnell und richtete sich wieder auf, während jener in das Heft mit den arabischen Tugendsprüchen starrte und murmelte: „Taïb, taïb ketir“ — es war alles gut, sehr gut.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage machte der arabische Lehrer Herrn Wackernagel die Mitteilung, er vermisse einen goldenen Napoleon, den er während der Schulstunde vor sich auf das Katheder gelegt und dort vergessen habe.

Der Missionar und seine Frau wurden durch diesen Vorfall auf das unangenehmste betroffen.

Herr Wackernagel nahm den träumerischen Muselmann beiseite und warnte ihn innig vor dem Beharren auf einer Behauptung, die er bei seiner beklagenswerten Leidenschaft doch am Ende nicht mit Bestimmtheit aufrecht zu halten vermöge.

Der Opiumtrinker beteuerte, sich über sein einziges Goldstück nicht im Irrtum befinden zu können.

Herr Wackernagel beobachtete nun seine Schüler schärfer, als es sein argloses Gemüt sonst zuließ.

Die Entdeckung des Geschehenen folgte denn auch bald.

Orests leere Taschen waren seit jenem Nachmittag angefüllt mit Zuckerrohrstücken, Pistazienkernen und Sesamkuchen, von denen ihr Besitzer große Mengen vertilgte,

ohne daß sein Magen ersichtlichen Schaden bei dieser ungeordneten Kost genommen hätte. Er verteilte auch von den Schätzen reichlich an seine Kameraden. Einigen von ihnen zeigte er kleine goldene Fünffrankenstücke und überlegte mit den Knaben, wie das Geld schnell und freudebringend zu verwenden sei.

Herr Wackernagel schrieb infolge solcher Wahrnehmungen ein Billett an Madame Kimolos, mit der Anfrage, ob sie ihrem Sohne ein so reiches Geschenk gemacht habe, wo nicht, dann müsse er sich in einer fatalen Angelegenheit die Ehre ihres Besuches erbitten.

Frau Kimolos erschien. Orests Herz tat einen gewaltigen Schlag und stand dann fast still vor Schrecken, als sie mit ihrer raschelnden Schleppe, ihrem weißen Schleier und roten Sonnenschirm plötzlich in das Schulzimmer trat.

Die Blicke sämtlicher Knaben vereinigten sich, nachdem sie die Dame gemustert, erwartungsvoll auf ihm. Orest wurde hervorgerufen und trat zitternd in der Angst vor dem, was geschehen würde, aber entschlossen, standhaft zu leugnen, vor Herrn Wackernagel.

Es bedurfte jedoch nur weniger Fragen, und seine Schuld war erwiesen.

Mit einer wilden Verwünschung stürzte sich die Griechin auf ihren Sohn. Der rote Sonnenschirm beschrieb einen leuchtenden Halbkreis in der Luft, sauste auf seinen zusammengeduckten Rücken nieder und zersplitterte in Stücke.

Oreſt litt ſtumm den Schlag. Darauf rettete Herr Wackernagel den blaſſen jungen Verbrecher vor der Wut ſeiner Mutter, die ſich in leidenſchaftlichen, erbitterten Anklagen über den Sohn, den Fluch ihres Lebens, Luft machte.

Die Mütter ſeiner Zöglinge, temperamentvolle Löwinnen heißer Zonen, waren der heimliche Schrecken des guten Herrn Wackernagel. Er ſtand ihrem Groll ſo machtlos gegenüber wie ihren ſchmeichelnden Bitten, wenn ſie Bevorzugungen für ihre Lieblinge erlangen wollten, die gegen die Schulregel verſtießen. Daß aber eine derſelben gegen ihr Kind Partei ergriffen hätte, das war in Herrn Wackernagels Erfahrungen noch nicht vorgekommen.

Wer hätte geahnt, daß der ſtille Oreſtes ein ſo verdorbener Knabe ſei, wie ſich jetzt aus den Beſchuldigungen ſeiner eigenen Mutter ergab, wie ſein frecher Diebſtahl es beſtätigte?

Durfte man ein ſo entartetes Kind zwiſchen den anderen Schülern behalten?

Der tiefbekümmerte Herr Wackernagel zweifelte, ob er das Rechte tat, als er ſeinen Liebling mit der Hoffnung entließ, wenn er die vollſtändige Verzeihung ſeiner Mutter erlange und ein von Grund aus neues Leben beginne, ſolle er wieder zu Gnaden aufgenommen werden.

Seine Frau weinte eine Stunde lang bitterlich über die Erfahrung, wie Oreſt ſie alle getäuſcht habe.

Um sich zu trösten, nahm sie ihren rosigen Säugling auf den Arm und küßte ihn und zitterte in dem Gedanken, was einmal aus ihm werden könne, und bestrebte sich dann, das schwarze Schaf in ihres Mannes kleiner Herde zu vergessen und an dem augenleidenden Herkules Ersatz dafür zu finden.

Denn Orestes Kimolos betrat die deutsche Schule nicht wieder.

Er war durchdrungen von seiner Schuld. All die seltsamen Phantasien, die sich in seinem armen, verwirrten Kinderhirn gebildet hatten, waren gleich nach seiner Tat verschlungen von einer peinigenden Reue, die sich wunderlich mit dem Bestreben verband, den größtmöglichsten Genuß aus seinem Raube zu ziehen, mit der Gier, mit der sein hungriger Magen die Leckereien aufnahm.

Er fühlte eine entschiedene Erleichterung, nun die erwarteten Schläge erlitten waren. An den heldenmütigen Ägypter dachte er gar nicht mehr. Wie eine böse Verzauberung war es von ihm gefallen. Jetzt wußte er doch, warum die Strafe ihn getroffen und daß er sie verdient habe.

Vielleicht — vielleicht würde nun alles wieder gut zwischen ihm und seiner Mutter! Er wollte auch Herrn Antoninus Mauros artig und höflich begegnen!

Mit solchen zerknirschten Empfindungen schlich Orestes hinter Madame Kimolos her, wagte jedoch noch nicht, sie anzureden.

Als Mutter und Sohn unter dem großen dunklen Torweg angekommen waren, welcher durch das Vorderhaus der Okelle Riccioto führte, wandte Madame Kimolos sich plötzlich nach dem Knaben um, packte ihn in seine schwarzen Locken, blitzte ihn mit haßerfüllten Augen an und flüsterte ihm mit vor Leidenschaft versagender Stimme zu:

„Du Qual meines Lebens — du verfluchter Spion deines Vaters! Ich will dein verwünschtes Gesicht nicht mehr sehen! Hinaus mit dir auf die Straße!“

Taumelnd von ihrem grausamen Stoß fiel der erschrockene Junge gegen die Mauer.

Dann folgte er, ohne ein Wort zu erwidern, ihrem Befehl.

* * *

Die Nacht war schwül. Es lag Chamsin in der Luft. Die Sonne war in trüben, gelben Dünsten untergegangen. Der Meerwind schlief über der stillen dunklen See. Mit dem Schwefelgehalt der Luft vermischten sich die faden Gärungsgerüche, die aus den eingeschlossenen Höfen drangen. — Die wilden Hunde liefen in Rudeln umher und heulten aufgeregt.

In den schmutzigen griechischen Kneipen gab es Schlägereien, denn die Menschen waren traurig und erbittert.

Am innern Torweg der Okella Riccioto kauerte Orestes Kimolos. Seine Kleider waren zu Lumpen

zerfallen, seine sanften dunklen Augen von eiternden Entzündungen ergriffen. Auf den Knien hielt er einen Palmenkorb mit kleinem Seegetier, das er für die Fischer unten im Hafen in den Straßen feilbot.

Er hatte gehört, sein Vater sei zurückgekehrt. Darum wollte er hier im Torweg den Morgen erwarten. Er wagte es nicht, in die Wohnung der Eltern hinaufzugehen. Ihm bangte zu sehr vor den bösen Augen seiner Mutter. Aber Oreſt wußte, daß sein Vater ihn sehr liebte. Mehr als Iphigenie — mehr als irgend etwas auf der Welt.

Wenn sein Vater sich am Morgen in seine Geschäfte begeben würde, dann sollte er seinen Sohn am Torweg sitzend finden. Dann würde er den Verlorenen, Verstoßenen jubelnd begrüßen und die Arme um ihn schlingen und nicht fragen, was er getan hatte!

Oreſt bebte vor Sehnsucht nach diesem Augenblick, das Verlangen nach der behütenden, führenden, verzeihenden Elternliebe erwachte so stark in ihm, daß er weinte, bis die stechenden Schmerzen in seinen roten, verschwollenen Augen sich zur Unerträglichkeit steigerten und er die Hände krampfte, um die Tränen zurückzudrängen.

Dann wollte er seinen Vater bitten, so sehr er bitten konnte, ihn nicht wieder allein bei der Mutter zu lassen, sondern ihn mit sich auf seine Reisen zu nehmen. Und gewiß, Petros Kimolos würde es tun, wenn er sah, wie sie seinem Sohne mitgespielt hatte. — Welch ein Leben sollte dann beginnen!

Der kleine Fischverkäufer in dem schmutzigen, übelriechenden Hofe träumte von großen Schiffen, die über blaue Meere fuhren, zu Ländern, wo es noch Kampf gab und glänzenden Sieg, wo Helden lebten und Führer des Volkes, wie in alten Zeiten. Und vor allem träumte er von der Liebe eines Vaters, die ihn vor allem Unrecht schützen, die ihm alle Wunder und alle Pracht der Welt zeigen sollte.

Währenddessen verloschen die Lichter hinter den Fenstern auf den Galerien und es wurde immer stiller in dem großen Hause. Seine vielen Bewohner begaben sich zur Ruhe.

Da zitterte ein schriller Weiberschrei hoch oben aus dem dritten Stockwerk zu dem bange atmenden Knaben nieder. — Eine Tür wurde geschlagen — ein Fenster klang. — Ein Raunen, ein Bewegen begann in den langen Korridoren. Wieder derselbe schrille Frauenschrei, aber nicht mehr vereinzelt — lautes Fragen und Rufen antwortete.

Die Nachbarn drängten sich, halb entkleidet, dort oben auf dem Flur vor der Wohnung seiner Eltern zusammen. Es wurde geschrien, gestritten, ratlos hin und her gelaufen.

„O jeh, o jeh, und gestern ist er erst heimgekehrt," rief eine Stimme.

Der Türhüter wachte aus dem Schlafe auf, stolperte an Orest vorüber und versuchte, die Hand über den Augen, die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen.

Halbangekleidete Frauen liefen barfuß mit Lichtern über den Hof und riefen, was es gebe. Als ihnen in der allgemeinen Aufregung niemand antwortete, rannten sie neugierig hinauf nach der Unglücksstätte.

Der Knabe hatte sich erhoben und war dann zitternd wieder niedergekauert.

Eine Stille entstand dort oben — darauf ein lautes Klagen. Und Orestes hörte den Namen Petros Kimolos jammernd rufen.

Eine Tür wurde plötzlich weit aufgeschlagen. Den roten Schlafrock über der Brust auseinander gerissen, das schwarze Haar um die Schläfe fliegend, sah Orest seine Mutter in dem erhellten Raume erscheinen. Zwischen den lichttragenden Frauen hindurch stürzte sie dem Geländer entgegen, als wolle sie sich von dort auf die Steine des Hofes hinabwerfen.

„Tot! Er ist tot!“ schrie sie und rang wie eine Mänade mit den Nachbarn, welche sie von dem Sturz zurückhalten wollten. Sie wälzte sich auf dem Boden und zerraufte sich kreischend das Haar.

Endlich brachte man die Zuckende in ihre Zimmer zurück, und die Menge verlief sich.

„Ein böses, neidisches Auge muß auf die Speise geblickt haben, die er genoß,“ sagte kopfschüttelnd eine Frau.

Orestes kauerte noch immer in seiner dunklen Ecke bei dem Torweg, wo er auf seines Vaters Liebe hatte warten wollen, und ein wildes Schluchzen schüttelte seinen ganzen Körper.

Wieder verloschen die Lichter, bis auf eines. Das brannte bei seines Vaters Leiche. Und durch die stille, qualvoll bedrückende Nacht hallten die langgezogenen, durchdringenden Klageschreie der Witwe. Allmählich wurden sie seltener und kamen in Pausen, heiser und röchelnd — wie das Schreien jenes ägyptischen Mannes, den sich in Schmerzen wand und doch die Beute nicht fahren ließ.

Im Morgengrauen, als ein trockener, heißer Wind Wolken brennenden Sandes heranzuwirbeln begann und alle Tiere sich verkrochen, hob Oreſt seinen Palmenkorb auf den Kopf und wanderte weinend hinaus von seines Vaters Tür, zurück auf die Straße, wohin seine Mutter ihn gewiesen hatte — auf die Straße, die hinunterführt zu den Abgründen einer großen Stadt.

* * *

Das Jahr kam, in welchem das ägyptische Volk sich aufraffte, seiner Mutter Erbe zurückzugewinnen, in dem es über die Fremden herfiel und ihnen das geschändete, ausgesogene Land zu entreißen trachtete. Die stummen, geduldigen Lasttiere wurden zu rasenden Bestien. Und die Rache von Menschen, die Unmenschliches mit einer unbegreiflichen Leidenskraft erduldet hatten, die nur in dunklem, schmutzigem Aberglauben, in ungesunden Opiumträumen ein dumpfen Trost fanden, machte sich nun auch in unmenschlichen Greueln Luft.

— — Da war das zusammengestürzte Haus der betrogenen Waisenkinder nicht wiederzufinden unter den Reihen dampfender Trümmerhaufen — da lagen die Leichen der Fremden an einsamen Orten, vor den Toren, in ihren Gärten, wie das Aas von Hunden, das niemand zu berühren wagt, weil es unrein ist.

Das war ein Fest für die von der Straße!

Zwei Tage gaben ihnen alles, was sie Zeit ihres Lebens im Besitze anderer gesehen hatten: Frauen und Mädchen, Gold und Speisen und Wein — alles gehörte ihnen und dazu die Macht: Wollust, Grausamkeit und Habgier nach Herzenslust zu sättigen.

Die Fackeln, die ihren Orgien leuchteten, schlugen als blutrote Flammensäulen zum pulverdunstigen Himmel auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Orestes Kimolos schlenderte, einen Petroleumgeruch in seinen zerrissenen Kleidern mit sich forttragend, durch einsame Seitenstraßen, die von dem Aufruhr noch unberührt geblieben waren.

Er hatte geholfen, die Modemagazine von Antoninus Mauros in Brand zu stecken.

Und nun suchte er ihn, seinen Feind. Er ging, die Hände in den Taschen, mit den schlürfenden Schritten eines Mannes, der niemals auf sich geachtet hat, dem alles um ihn her so gleichgültig ist, wie er den anderen.

Doch daß die goldenen Buchstaben:

Antoninus Mauros
Modes et Quincailleries

nicht mehr über den Konsulsplatz leuchten konnten, das freute ihn.

Jemand hatte ihm gesagt, Herr Antoninus Mauros sei längst aus Alexandrien geflohen. Das glaubte Oreſt nicht. Wozu all dieſes Morden und Brennen, wenn er dabei ſeine Rache nicht haben ſollte!

Und er war jetzt kälter und entſchloſſener. Es ſollte ihm nicht wieder mißlingen wie jenesmal, als er bei Nacht vor dem Café am Meer ſeinen Feind überfiel und nach einem ſchwachen Meſſerſtich, von dem er nicht wußte, ob er getroffen, entfliehen mußte, weil dem Mauros ſeine Freunde zu Hilfe kamen.

Dieſer Fehlſchlag hatte Oreſt für lange Zeit entmutigt. Er ſank danach in die Trägheit zurück, die der ägyptiſche Boden zeugt und die Glutſonne ausbrütet, die wie eine Krankheit die Bewohner der Straße überſchleicht und ſie ſtill ihr troſtloſes Weſen treiben läßt.

Nur wenn der Chamſin wehte, dann erwachte jedesmal in Oreſt die Erinnerung an ſeines Vaters Tod und wühlte quälend in ihm und mahnte ihn an eine unabgetragene Schuld. Denn er hatte längſt hineingeſchaut in den Zuſammenhang dieſes dunklen Erlebniſſes, das wie ein fürchterliches, unbegreifliches Schickſal über das Kind hereingebrochen war.

Das Leben hatte keine Geheimniſſe mehr für ihn. Monate und Jahre wartete der im Elend langſam und kümmerlich aufwachſende Knabe auf die Strafe, welche die beiden, den Mann und das Weib treffen mußten.

Er wartete darauf, wie auf die Gerechtigkeit des Himmels. Aber er sah seine Mutter strahlend in Schönheit und prahlend in köstlichen Gewändern an der Seite des Antoninus Mauros in sausender Karosse durch die Straßen rollen und hinter den grünen Toren seines prunkvollen Hauses verschwinden. Nichts geschah den beiden. Nichts. Und was sollte auch geschehen? Später lachte er nur über seine Hoffnungen.

Und nun mit einem Mal — Oreſt verstand nicht, wie es kam, warum es geschah — plötzlich war die Gewalt des Reichtums nicht mehr heilig und unantastbar —! Nichts blieb wie es gestern gewesen!

Nun war die Zeit gekommen! Jetzt hatte er Mut, Antoninus Mauros entgegen zu treten. Nur an ihn klammerte sich sein Haß. Ein unerträgliches Schamgefühl hinderte ihn, sich klar zu werden, wie weit seine Mutter schuldig war.

Schneller und schneller begann er seinem Ziel entgegenzulaufen. Sein Atem ging keuchend und rasselnd, wie der Atem eines kranken zerstörten Menschen. Plötzlich begann er mit lauter, heiserer Stimme ein zynisches Lied zu singen, verstummte aber bald wieder, weil ihn eine maßlose Traurigkeit und eine große Angst überwältigten.

Er stutzte und blickte suchend umher. Das Lid seines rechten Auges hing schlaff über die erblindete Pupille nieder, das linke kniff sich zusammen und blinzelte, wenn es sehen wollte.

Sollte er Antoninus Mauros doch nicht finden? Sollten ihm seine Kameraden von der Straße hier zuvorgekommen sein?

In einer hohen Gartenmauer klafften, weit geöffnet, die grünen Torflügel, hinter denen er den Wagen seiner Mutter so oft hatte verschwinden sehen.

Alle übrigen Häuser waren fest verrammelt. Der Sonnenschein brütete auf den weißen glühenden Mauern und dem weißen Mehlstaub der Straße. Ein fremdartiger Dunst und ein scharfer Brandgeruch schwebten in der Luft.

Als Oreſt in dem Gartentor neben dem verlassenen Wärterhäuschen stand, fühlte er eine fürchterliche Enttäuschung im Herzen.

Seine halb erblindeten Augen starrten trübe auf den hohen Strahl des Springbrunnens, auf Sessel von chinesischem Porzellan, auf künstlich angelegte Beete, wo leuchtende Blumen blühten.

Feuchte Frische, ein süßer Wohlgeruch drang ihm entgegen.

Steinpostamente trugen nackte weiße Marmorgöttinnen; von allen Seiten lächelten sie ihm zu, winkten ihm und zeigten ihm die schlanken Glieder. Durch ihre Reihen führte der Weg zum Hause seines Feindes.

„Verfluchte Puppen!“ schrie Oreſt, warf sich wie ein Rasender gegen eine der Nymphen und schleuderte sie mit gewaltiger Anstrengung von dem Postamente herab. Mit lautem Getöse zerbrach ihr weißer Leib

bei dem Falle. Oreſt aber rannte in großen Sätzen dem Hauſe zu. Die wahnſinnige Begierde hatte ihn gepackt, vernichtend einzubrechen in die ſchwelgeriſche Üppigkeit, die das Verlangen ſtachelte, die zu Sünde und Schmach verlockte — der die Mutter das eigene Kind geopfert — der zuliebe ſein Vater gemordet war!

Mit der Fauſt ſchlug er die Glasſcheiben der Verandatür ein und fühlte es nicht, daß ihm das Blut an der zerſchnittenen Hand herablief. Die Begier nach Rache verwirrte ſeine Gedanken.

Niemand war in den kühlen, einſamen Räumen, ihn zu ſtören.

Oreſt ſuchte nach Zündhölzern, nach Petroleum, nach Feuer.

Da, am Ende der langen Zimmerreihe raſchelte ein Kleid — da ſuchten irrende Füße einen Rettungsweg und im Taumel der Angſt lief eine Frau ihm gerade entgegen.

Seine Mutter . . .

Er wich zurück — wieder wie als Kind übermannten ihn Furcht und Zagen bei ihrem Anblick. Sie erkannte ihren Sohn nicht in dem rauchgeſchwärzten Geſellen, der ſie anſtierte mit dem wilden, blöden Antlitz voll Haß und Jammer . . . Sie wußte nur, daß alles ſie feige verlaſſen hatte — ihr Mann, ihre Diener, — daß ſie ſchon ſeit Stunden in fürchterlicher Todesangſt auf das Letzte, auf das Entſetzliche gewartet hatte — auf dieſen, der nun vor ihr ſtand —

Sie hob mit einem kindischen, dummen Lachen die gefalteten Hände zu ihm auf — bittend — sie versuchte einen röchelnden Laut — und er starrte sie schweigend an, mit dem blinzelnden Blick in dem wilden, blöden Antlitz voll Haß und Jammer . . .

Da griff sie sich mit beiden Händen an den Kopf und rief sinnlos um Hilfe, und wendete sich und floh von Zimmer zu Zimmer. Und er folgte ihr, er war immer hinter ihr, bis sie niederstürzte auf die Knie vor dem Eindringling und laut schrie um Barmherzigkeit.

So hatte sie sich gewunden mit falschen Schreien, in der Nacht von Petros Kimolos Tode. Die Erinnerung packte ihn — Furcht und Zagen waren überwunden von wütendem Zorn. Der Mord, den keine Strafe gesühnt, das Elend seines Lebens schrie nach Rache, und er riß das Messer aus seinen Lumpen.

Die Frau rang ächzend, ihr Haar von dem Griff der grausamen Faust zu befreien.

Es gelang ihr, noch einmal wimmerte sie um Barmherzigkeit.

Da packte er sie am Arme und näherte seinen Kopf dem ihren und schrie ihr das Wort „Mörderin“ ins Gesicht. Ihre Augen verglasten in wahnsinnigem Schrecken — kraftlos und ohne Widerstand empfing sie den Tod.

Sie lag auf dem bunten Teppich — noch einmal zuckte ihr Leib schaudernd zusammen, bäumte sich auf

und streckte sich. Orest starrte auf sie nieder. Betäubt von seiner Tat, sah er die Mutter verscheiden.

Hatte sie ihn erkannt im letzten Todeskampf?

— — — — — — — — — — — — — — —

— — Das offene Gartentor lockte eine streifende Bande aufständischer Ägypter an. Die Granaten der Fremden, die aus ihren Kriegsschiffen draußen vor dem Hafen zischend über die Stadt flogen und zerstörten, was von ihrer eignen Rachewut verschont geblieben war, hatten sie aus den Forts vertrieben, ihren Mut und alle Disziplin vernichtet. Alexandrien, der Schlüssel zum Lande Ägypten, war aufs neue den Fremden übergeben worden, seine Kinder irrten fliehend umher.

Jeder einzelne suchte jetzt, nun der Kampf um die allgemeinen Güter verloren war, für sich zu rauben, soviel ihm möglich schien.

Die ägyptischen Soldaten brachen in die verlassene Besitzung ein.

Orest hörte das Gebrüll der Trunkenen, hörte wie sie tobend über die Veranda eindrangen.

Ein Gedanke fuhr ihm durchs Hirn: er mußte die Leiche vor ihnen schützen, er hatte Gräßliches gesehen in diesen Tagen . . .

Noch war es Zeit die Türen zu schließen, die Riegel vorzuschieben.

Den blutigen Dolch von der Erde aufgreifend, stand er mit wild schlagendem Herzen.

Polternd schlugen wilde Fäuste gegen die Tür — doch nahm sich niemand die Zeit, sie zu sprengen. Von Furcht und Trunkenheit planlos hin und her getrieben, rannten die Aufrührer mit eilig errafften silbernen Geräten wieder zum Garten zurück, andere fanden den Weinkeller und hielten dort ein schnelles, wüstes Gelage.

Es wurde still um das Zimmer, wo Orest seine tote Mutter hütete.

— Wie schnell ein Mensch sterben kann . . . Wie leicht die Tat getan war . . . So ging's ihm durch den dumpf verstörten Sinn.

Und wieder die Frage: Ob sie ihn erkannt hatte im letzten Todeskampf?

Er begann zu frieren, die Zähne schlugen ihm aufeinander.

Am Himmel kämpfte die untergehende Sonne mit trüben Brandgluten um die Herrschaft und beide füllten das Gemach mit rotem und orangegelbem Licht.

Ob die Ägypter das Haus angezündet hatten, und er mit ihr verbrennen mußte? Es war ihm, als empfinde er steigende Hitze, als höre er das Knistern der Flammen. Aber er machte keinen Versuch, sich zu retten.

Gedankenlos, wunschlos, in dumpfem Brüten stand er bei der Toten. Ohne alles Gefühl. Er blickte sie nicht einmal an. Zuweilen nur horchte er nach außen. Alles blieb still.

Langsam kam eine Erinnerung an seine erste Kindheit. Er schloß die Augen und fühlte plötzlich wieder die stürmischen Küsse, mit denen seine Mutter sein ganzes kleines Gesicht zu bedecken pflegte — damals — als es noch keinen Antoninus Mauros für sie beide auf der Welt gab.

Er seufzte tief. Seine Mutter gehörte ihm nun wieder allein. Niemand — nichts stand mehr zwischen ihnen . . . Er wandte den Kopf und blickte auf sie nieder. Der Ausdruck von Entsetzen war aus ihrem Antlitz geschwunden, es war ruhig und feierlich. Die Lider lagen halb über den Pupillen. Ihre Wangen blühten noch immer rosig, ihre Lippen verblaßten nicht — lebloser Farbenstaub höhnte den Zerstörer des Lebens. Ein Rest hellenischer Anmut schwebte noch um die erstarrenden Glieder.

Scheu und zitternd schlich Orest sich näher, kauerte bei der Leiche nieder und tastete nach ihrer Hand.

Kühl und schwer — tot lag sie in der seinen.

Da schrie er laut in wildem Jammer, stürzte nach der Tür und riß und rüttelte an den Riegeln. Mit Gewalt warf er sich gegen das Holz, daß es barst und aufsprang unter der Wucht seines Körpers. Er stürzte ins Freie, fiel nieder, raffte sich wieder auf und rannte mit irrsinnigem Weinen und Hilferufen durch den Garten.

Die Tat war getan, — Orest hatten die Furien ergriffen.

Am Tor der Besitzung fiel Orest einem Trupp englischer Marinesoldaten in die Hände, welche ausgesandt waren, die eroberte Stadt von Räubern und Brandstiftern zu säubern.

Gefragt, ob er an dem Morde der Frau dort drinnen teilgenommen habe, antwortete er laut und prahlend:

„Ja — ich tat es — ich allein — Petros Kimolos verlangte es von mir.“

Da banden sie ihm die Hände und lehnten ihn gegen die rosenumrankte Mauer.

Einige Schüsse krachten; die Furien verließen einen toten Mann und das Drama des Hauses Kimolos war zu Ende.

Das Sterben der Liebe

Sie standen in der Tür und nahmen Abschied von den Freunden, die noch in dieser Woche die Stadt für immer verlassen wollten. Die Bronzen, die Blumenvasen und die meisten der Bilder waren schon in tiefen Kisten mit Heu und Papier versenkt — die Möbel standen kahl und unnatürlich groß an den Wänden der Räume, in denen man so viele schöne behagliche Sonntag-Nachmittage verlebt hatte. Dorothee, die sehr schlanke Frau Dorothee, blickte über die Schulter der Freundin, der sie Lebewohl sagte, durch den Türrahmen zurück in das Zimmer: ein Stück Leben — ein Stück Leben — — dachte sie, — und was kommt nun?

Die fortziehende Freundin hätte gern eine Frage getan, und wagte es doch nicht, wie sie es schon so oft nicht gewagt hatte — sie mußte wahrhaftig ihre unbefriedigte Neugier nach Berlin mit hinübernehmen. Sie wußte nur, daß Stephan Ried nun wirklich geschieden war.

Stephan Ried ging mit ihrem Mann und den anderen Bekannten den Gartenweg hinunter.

Die sehr schlanke Frau Dorothee folgte und vernahm, wie der Hausherr mit leisem Knirschen einen

Schlüssel in das eiserne Gartentor steckte — und sie erinnerte sich desselben knirschenden Tones vor einem Jahr, als sie zum ersten Mal, nachdem sie Stephan Ried in den Alpen kennen gelernt hatte, mit ihm in diesem befreundeten Hause den Abend verlebte. Ein dumpfer quälender Schmerz war dabei in ihrer Brust. Und doch zog Stephan Ried nicht nach Berlin, er würde sie heute durch den dunklen Stadt-Park heimgeleiten, wie vor einem Jahr, und seitdem alle Sonntag-Abende . . . Seine Ehe war endlich gelöst — er hatte es vorhin den Freunden verkündet . . .

Seit einem Jahr hatte er auf die Entscheidung gewartet. Und sie mit ihm.

So vorsichtig waren sie gewesen, in dieser kleinen Stadt, wo jeder alles von jedem wußte, daß er niemals zu ihr gekommen war. Nur bei den Freunden hatten sie sich getroffen. Und Briefe hatten sie sich geschrieben, aber die waren seltener geworden, denn es kam ihnen unnatürlich und geschraubt vor, sich gegenseitig Briefe zu schreiben, wenn man doch an einem Orte wohnt. Anfangs, als ihre Sehnsucht, sich allein zu sehen, noch glühend brannte, hatten sie sich auch in den Anlagen getroffen. Aber sie wurden so wunderlich angeschaut und man flüsterte, wenn man sie miteinander spazieren gehen sah, das hatte ihnen alle Freude und Unbefangenheit genommen. Er wollte nun einmal seiner Frau keine Waffe gegen ihn in die Hand geben — und wie hätte Dorothee etwas erzwingen mögen, was ihm unlieb war.

So vorsichtig waren sie geworden — so streng hatten sie sich beherrscht . . .

Warum eigentlich? dachte Frau Dorothee an diesem Abend. Ist so viel Selbstbeherrschung und Vorsicht nicht vielleicht gefährlicher als alle wagende Keckheit?

Die übrige Gesellschaft schlug den Weg nach der Stadt ein. Man überließ Ried in gewohnter Weise die Pflicht, Frau Dorothee durch den dunklen Stadt-Park nach Hause zu bringen.

Anfangs hatte ein alter Professor stets Lust gehabt, sich ihnen anzuschließen, und wie viel List und Ausflüchte hatte Frau Dorothee brauchen müssen, um ihn von diesem schrecklichen Vorhaben abzubringen. Denn den Heimweg mit Stephan, auf den sie sich die ganze Woche freute, den konnte sie sich durchaus nicht rauben lassen — es war das einzige Mal, daß sie völlig rücksichtslos wurde. Sie hatte auch Schelte deshalb von Stephan bekommen. Aber dann, — man hörte noch die Schritte der andern, die sich entfernten — hatte er sie unter dem dunklen Schattendach der großen Kastanien in die Arme genommen und geküßt — geküßt mit der glühenden Verschwenderlust, mit der sie sich dort in der Freiheit der Fremde einander geschenkt hatten, im ersten Rausch des Glückes.

Auf den breiten Blättern der Kastanien rieselte ein kühler Regen, man hörte sein Rauschen, ohne die Tropfen zu spüren. Wo eine Laterne stand, glänzte in ihrem Schein das Laub wie abgeschliffenes grünes Glas.

Stephan und Dorothee schwiegen. Sie gingen sehr langsam, als wollten sie ihren Weg, der nicht allzu weit war, ins Endlose verlängern.

. . . Ich muß mit ihr darüber reden, dachte der Mann. Wie soll ich beginnen, um sie nicht zu sehr zu verletzen? Ich weiß nicht, was ich für Worte wählen soll . . . . Ich weiß nicht mehr, was sie empfindet . . .

„Stephan, — lieber Stephan," wollte Dorothee sagen, aber sie vermochte es nicht. Sein Schweigen bedrückte sie sehr, und alles was sie sagen konnte, schien ihr bedeutungslos und töricht. So stumm waren sie schon viele Abende gegangen, oder sie hatten von Büchern und fremden Menschen gesprochen, und das konnten sie heute doch nicht.

Dorothee quälte sich, wie man einer halbvergessenen Melodie nachspürt, mit dem Sinnen: wann hat es aufgehört, daß er mich beim Heimwege unter den Bäumen an seine Brust nahm — wann hatte sie zum ersten Mal nicht mehr ihre Hand unter seinen Arm geschoben, und aus welchem Grunde hatte sie es unterlassen? Sie erinnerte sich nicht mehr . . . Sie nannten sich längst schon wieder „Sie", auch wenn sie allein waren; das „Du" kam ihnen, weil sie es so selten gebrauchten, fremd und unnatürlich vor. Sie sprachen überhaupt wenig miteinander unter den Menschen, eine besondere Verlegenheit, gleich der eines schlechten Gewissens hinderte sie, und jeder zürnte dem anderen, daß er nicht die Kraft oder die Verwegenheit besaß, diesen Zwang zu durchbrechen.

Sie hatten sich niemals gezankt oder unangenehme Szenen miteinander gehabt — es war einfach keine Gelegenheit dazu gewesen, in dieser Atmosphäre von Reserve und ängstlicher Vorsicht, in der jedes Wort dreimal gewogen wurde, ehe man es aussprach.

Zuweilen war sie versucht gewesen, einen Sturm heraufzubeschwören, der vielleicht die ganze Zukunft zerstören konnte — nur um die Gegenwart zu beleben.

Oder sie hatte abbrechen wollen, fliehen, alles zerreißen, ohne Grund und Ursache, nur um der dumpfen Beklemmung zu entgehen, die über ihre Seele schlich, wie ein stiller, feuchter grauer Nebel, sobald sie Stephan sah. Sie nahm sich die ganze Woche vor, sie wollte einmal nicht am Sonntag mit ihm zusammentreffen, aber wenn dann die gewohnte Nachmittagsstunde kam, so ging sie doch, und niemals ereignete sich etwas Neues zwischen ihnen.

Und nun waren die Fäden der Gewohnheit abgerissen, und ein neues Gewebe mußte geknüpft werden; ... aber woran sollte man es befestigen?

„Kommen Sie einmal zu mir?“ wollte sie sagen. Es war so einfach. Er war ja ein freier Mann. Was hinderte ihn, sie zu besuchen? Aber sie durfte die Bitte nicht aussprechen. Ein Gefühl von Stolz und Zurückhaltung preßte ihr die Kehle zusammen. Und plötzlich überfiel sie eine furchtbare Angst, als könne die dumpfe Bedrückung der letzten Monate sich tiefer und unwiderstehlicher noch über sie senken, ihr Leben langsam erstickend.

Der Regen wurde stärker und es war sehr warm dabei. Er öffnete ihren Schirm und hielt ihn über sie, er selbst aber schritt in der niedertropfenden Feuchte.

Sie blickte seitwärts, mit einer plötzlichen Abneigung auf ihn, dessen Züge in der Dunkelheit nur undeutlich zu unterscheiden waren.

„Ich glaube, Frau Wasmer geht sehr gern nach Berlin," sagte er, und sie haßte ihn um dieser Bemerkung willen, obwohl sie ruhig antwortete: „Es ist ja auch eine pekuniäre Verbesserung von ihres Mannes Stellung damit verbunden."

Sie konnte Stephan nicht wohl fragen: Werden Sie jetzt hierbleiben? Denn sie wußte ja recht gut, daß sein Beruf ihn festhielt. Aber schließlich fragte sie es doch, und dabei traten sie aus dem Dunkel der Gebüsche wieder in eine erhellte Straße.

„Ich muß ja bleiben," sagte er traurig und gleichgültig. „Vielleicht bekomme ich zum Frühling etwas Urlaub, aber ich kann es noch nicht sagen."

„Und machen Sie schon Pläne, wohin Sie dann gehen wollen? Nach Italien?" fragte sie plötzlich, in einen unnatürlich munteren Konversationston verfallend.

„Italien? Ja . . . ich weiß noch nicht . . . Aber Sie — Sie sind doch durch nichts gehalten — warum bleiben Sie denn hier, in diesen eingeschlossenen Verhältnissen? Warum verleben Sie nicht einmal einen Winter in Paris oder London?"

Sie fühlte, wie etwas gleich einer großen Kühle sie durchdrang. Sie schloß die Augen und fühlte sich

langsam hinunterfallen in eine graue nebelige Tiefe, von der hohe Felsen zu beiden Seiten aufstiegen, himmelhoch. — Sie lag unten im Grunde, wie in einem Grabe, ganz ohne Schmerzen, ohne Gefühl des Lebens.

Wie im Traum sagte sie: „Was soll ich in Paris oder London — es zieht mich nichts dorthin — ja, aber es wäre vielleicht sehr interessant."

„Es ist sehr fördernd. Man kann sich keinen Begriff davon machen, wenn man nicht dort gewesen ist."

Sie wußte, daß sie nun bald an dem Hause angelangt waren, in dem sie wohnte, und sie sehnte sich nach der Beendigung dieses Weges. Es verlangte sie, im dunklen Zimmer still und allein in ihrem kühlen Bett zu liegen und friedlich einzuschlafen, und diese Traurigkeit so wortlos verrinnen zu lassen.

Auch er sprach nichts wieder. Er ging mit gesenktem Kopf, in Gedanken, die sie nicht mehr kannte, denen sie nicht folgen konnte.

Sie reichte ihm an der Haustür den Schlüssel und er öffnete ihr, dann trat er mit ihr in den Flur und ein jäher Schrecken befiel sie. War vielleicht alles nicht so, wie sie es seit Wochen und Monaten empfunden? Aber er beugte sich zu ihr und berührte ihre Lippen mit seinem Munde, und dann sagte er leise:

„Ich danke dir, Dorothee."

Und dann sah sie ihn durch das Glas, wie er im matten Schein der Laternen die Straße schnell hinunter ging.

Da wußte sie, daß auch seine Liebe gestorben war.

Ein römisches Abenteuer

Ob er ſie wiederſehen würde? Ob ſie ihm auch die Wahrheit geſagt hatte, als ſie ihm die Straße und das Haus nannte, wo ſie wohnte? Dieſe klaſſiſche Natürlichkeit, mit der ſie ihn aufforderte, ſie zu beſuchen! Entzückend! daß es ſo etwas doch gab — —! daß er Rom nicht verlaſſen ſollte, ohne ſie gefunden zu haben — die Römerin, der Geſchichte und Poeſie einen unverwelklichen Lorbeerkranz um die ſchwarzen Flechten und die edle Stirn gewunden. . . . Das römiſche Mädchen, von der alle deutſchen und alle engliſchen jungen Männer zu träumen beginnen, ſobald auf die ewige Stadt die Rede fällt — jenes großartige, ernſte, gewaltig ſchöne, vom ſüdlichen Sonnenfeuer gebräunte und durchglühte Weib . . . . Der Graue und ſein Freund hatten in dieſen vierzehn Tagen das Volksleben auf den Plätzen, die ariſtokratiſche Geſellſchaft auf dem Korſo, ja auch die Bettlerecken auf den Kirchentreppen eigentlich nur nach ‚ihr‘ durchforſcht und waren ſchon übereingekommen, daß ‚die Römerin,‘ wie ſie ſie nannten, ein Humbug oder eine Phantaſie überreizter Künſtler ſei.

Der Graue lächelte vor ſich hin. Triumph! — Es wurde ihm ſchwer dem Freunde nicht zu er-

zählen, daß er, der Graue, ihrem Ideal endlich doch leibhaftig begegnet war!

Bisher hatten sie alles geteilt — ihren Zorn über den kalten Nebel, der sie in Rom empfing — ihre Enttäuschung beim Anblick der breiten modernen Straßen — und die Langeweile, die sie bei der Besichtigung von ungeheuer unbequem angebrachten Deckengemälden und schmutzigen Marmortorsos empfanden, gemeinsam auch hatten sie abends in ihrer sehr bescheidenen italienischen Pension Goethes römische Elegien gelesen.

Seit drei Tagen aber war dem Grauen die Erkenntnis aufgedämmert, daß es Genüsse gab, denen man besser einsam sich näherte.

Ein halbes Stündchen nur hatten sie vorgestern sich getrennt — der Freund ging in einen Juwelierladen, Schmuck für seine Schwestern zu kaufen, der Graue trat derweil in eine nahe Kirche, — keine von den ganz berühmten, wo die Fremden unruhig hin und herlaufen und gaffen. Es war totenstill in dem durch die gemalten Fenster tief und goldig beleuchteten Schiff. Vereinzelte Beter knieten auf den Marmorstufen, alte Weibchen, die in Rom so häßlich sind, wie anderswo auch und Bürgerfrauen mit Kindern an der Hand. Fern in einer Altarnische glommen Kerzen, dort bewegte sich ein Priester mit einem Chorknaben, sein Gemurmel durchdrang die Stille wie das Gemurmel eines Baches.

Draußen wehte der Sirocco; schläfrig lehnte der

Graue gegen eine Säule. Schlank und elegant war seine Gestalt und machte sich gut da mit der träumerischen Haltung, in dem langen, hellgrauen Überzieher und dem weichen großen Filzhut von der gleichen Farbe. Dieser Anzug und überhaupt seine Vorliebe für zarte, gedämpfte Töne in seiner Kleidung wie in seinem Wesen, hatten ihm bei seinen Verbindungsbrüdern den Spitznamen ‚der Graue' eingetragen, sonst hieß er Gerhard.

Aus seinem Hindämmern wurde er mit einem Schlage wach — aber sehr wach — als er ein Mädchen von dem Beichtstuhl, vor dem sie gekniet, sich erheben und an sich vorüberschreiten sah. Himmel — dieser Gang . . . dieser gelassene Siegerschritt . . . und hier in der Kirche, von der Beichte kommend — in der prachtvollen Nationaltracht, die man so selten noch sah — das weiße Tuch mit silbernen Nadeln auf dem herrlichen Kopf gehalten . . . Und da suchte Arnold, der arme Kerl, drüben nach Gemmen mit schönen Profilen! —

Alles — alles hatte so etwas Typisches . . . . Ein blonder Deutscher, der ihr folgt, sie beim Weihwasserkessel anredet . . . Der Graue kam sich gar nicht vor, wie er selbst, wie ein stud. jur. aus Rostock, — er war eine lebendig gewordene Romanfigur aus Paul Heyses Novellen, aus Richard Voß' italienischen Träumen.

Das erste Mal gleich wagte er doch noch nicht allzu stürmisch vorzugehen. Es schien ihm zudringlich.

Er war noch sehr jung und mußte gewissermaßen seine eigene blonde, vornehm-reservierte Natur überwinden.

Als er das Mädchen am nächsten Tage zur selben Stunde in derselben Kirche wiedertraf und mit ihr durchs Portal schritt, zu plaudern versuchend, und sie in seinem armseligen Italienisch nach ihrem Wege fragend, erschütterte es ihn beinah, als sie ihm so unbefangen antwortete: ob er ihr nicht die Ehre geben wollte, sie aufzusuchen.

Es war nur schwer, Arnold abzulenken. Wenn der neugierig wurde, hätte er die Geschichte lieber gleich ganz aufgegeben. Der Graue redete daher seinem Freunde lebhaft zu, den Grafen Kielmannsegg zu besuchen, der ihnen Eintrittskarten zur Pontifikalmesse in der Peterskirche versprochen hatte, es war die höchste Zeit, sich darum zu bemühen. Er selbst hatte wieder maßlose Kopfschmerzen bei dem scheußlichen Sirocco — konnte unmöglich mit und den starken Tee der Gräfin trinken — er wollte ein bißchen an die Luft — in den Straßen bummeln.

Die große, volkreiche Stadt nahm den Grauen verbergend auf und leitete ihn durch erhabene Trümmer und gerade Straßen, durch krumme Gassen, an ragenden Zypressen und plätschernden Brunnen vorüber, zu wundervollstem Geheimnis — zu entzückendem Erleben.

Er dachte sich eine Hütte, in einem verwilderten Garten, von Zitronenbäumen und Weinranken — die Mutter an der Tür lehnend, den Flachswocken im Arm,

die Spindel auf der Schwelle tanzend — Giovanna mit großen Augen ihm entgegenblickend. Vielleicht war die Mutter auch zu einer Nachbarin gegangen . . .

Aber der Graue kam immer tiefer in die Stadt. Nein — sie wohnte nicht in einer von zerborstenen Kapitälen gestützten Hütte, sondern in einem dreistöckigen Mietshaus — ähnlich, wie seine Waschfrau in Rostock.

Ein kleines Mädchen, das an einem Stück Melone nagte, wies ihm auf seine verlegene Frage den Weg, die Treppe hinauf. Sie lief neben ihm her, starrte ihn an und biß dabei tapfer in das Fruchtstück, dessen Saft ihr an den Mundwinkeln herab auf das Kleid mit dem verschlissenen Sammeteinsatz lief. Dann riß sie eine Tür auf, schrie gellend etwas Unverständliches hinein, und Giovanna erschien hoch und stolz vor dem Studenten. Sie war sehr erfreut, ihn zu sehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen dunklen Flur. Er versuchte die günstige Gelegenheit auszubeuten und ihr den Arm um die Taille zu legen, doch zugleich bemerkte er mit Unbehagen, daß das Mädchen mit der Melone ebenfalls dicht an seiner Seite war und so verzichtete er vorläufig auf diese erste Huldigung.

Das Zimmer, in das Giovanna ihn zog, war groß, niedrig und schmutzig, von Kohlendunst, Zwiebel- und Fettdampf bläulich angefüllt. Auf einem Sofa von zweifelhafter Farbe lag ein Mann in einem wol-

lenem Hemd und schlief. Er wurde geweckt, kam herbei und begrüßte den Gast seiner Tochter mit großer Redegewandtheit, klopfte den Grauen auf die Schulter und nannte ihn „mio illustre amico“. Er war unrasiert und trug Ohrringe. Die Mutter wärmte Risotto auf dem Dreifuß mit dem Kohlenbecken, das mitten in dem sonst leeren Raum stand.

Giovanna hob ein auf dem Steinfußboden herumkriechendes Kind auf und hielt es Gerhard freudestrahlend entgegen.

„Ist er nicht ein Juwel, der Bambino?“

Mit etwas unbestimmtem Lächeln blickte der Graue das schöne Mädchen an, er wußte nicht recht, was er davon halten sollte. Zungenfertig erklärte die Mutter: sie wäre nicht mehr recht gut auf den Füßen, seit das Kleinste gekommen, — denn drei Stück lägen schon auf dem Kirchhof — da hätte Giovanna sich des Brüderchens angenommen — wie eine richtige Mutter — und sie wäre wert in der Lotterie zu gewinnen, das goldne Kind.

Eigentlich war das doch reizend, dachte Gerhard und betrachtete das Mädchen mit dem Kinde in seltsamer Rührung. Ja, da sah er nun so ein Vorbild zu den Madonnen des Rafael! Wie sie den Bambino an den göttlich gewölbten Busen drückte, darüber hinaus, mit ihrem mächtigen dunklen Augenpaar ernst und tief in die Welt schauend, — es kam über den deutschen Studenten etwas wie Andacht.

Und als alle sich nun um den Dreifuß mit dem Kohlenbecken lagerten, die Risottoschüssel zwischen sich, und er aufgefordert wurde, teilzunehmen — ja, war das nicht antik — naiv — diese köstliche Unbekümmertheit um seine Gegenwart? — Er tat mit — er tat wirklich mit, der Graue — wenn auch etwas zaghaft, denn alle die Finger und Holzlöffel, die in den öligen Reis tauchten, waren nicht vorher gewaschen — und es gab im Punkte der Sauberkeit keinen peinlicheren Menschen, als den Grauen.

Ein bißchen zahlreich freilich waren Giovannas Angehörige — das hatte er sich nicht so gedacht . . . Aber nun sah er ja auch gleich hinein in das intime Familienleben des italienischen Volkes, und das war nicht zu unterschätzen. Übrigens gesellte sich noch ein Gast zu der allgemeinen Mahlzeit. Er schüttelte dem Grauen aufs herzlichste die Hand und versicherte ihn eindringlich seiner Hochachtung. Er schien sich hier recht zu Haus zu fühlen. Gerhard betrachtete ihn mißtrauisch. Er trug gelbkarierte Hosen, eine dicke Uhrkette auf fettiger Weste, zwei Diamantringe an den Fingern und ein dürftiges Bärtchen in dem blassen Spitzbubengesicht. Sofort begann er mit dem Alten zu streiten, die Augen funkelten, sie schrieen sich an, gestikulierten mit Leidenschaft und waren anzusehen wie zwei Verschwörer, die über ihre blutigen und staatsgefährlichen Pläne uneins geworden sind.

Gerhard war zerstreut. Der Sirocco brachte ihn

immer in so eine gewisse unklare, gedrückte Stimmung. Und der Schmerz über den Augen, den er Arnold vorgeschwindelt, begann sich nun wirklich einzustellen — — — Allein mit diesem üppigen, köstlich gesunden Mädchen durch Rom fahren — eine kleine verschwiegene Loge in irgend einem abgelegenen, wunderlichen Volkstheaterchen — sich an ihrer Freude, ihrer Dankbarkeit berauschen . . . Es wurde ihm heiß ums Herz.

Etwas beklommen fragte er die Mutter, ob Giovanna nicht mit ihm die Commedia besuchen dürfe? — Ein Freudentaumel ergriff bei diesem Vorschlag die Familie. Alles schrie, jubelte und rannte aufgeregt durcheinander. Die kleine Schwester sprang jauchzend und in die Hände klatschend davon, einen Wagen zu holen. Die Mutter hüllte ihre ausgemergelten, elenden Glieder in einen verschossenen Schal mit langen Fransen. Der Vater schmückte sich mit einer rot und grün getüpfelten Krawatte, Giovanna zwängte sogar dem Bambino ein kirschrotes Kleidchen an und machte eine Bemerkung wegen der zerissenen Stiefelettchen ihrer kleinen Schwester — nebenan gäbe es reizende zu kaufen . . . Gerhard wurde ganz verwirrt unter den eiligen und ungenierten Vorbereitungen.

Ja — wollten denn die alle . . .?

Er ermannte sich, Giovanna zuzuflüstern, ob sie nicht mehr Spaß hätten, wenn sie beide das Theater allein besuchen würden. — Aber da kam er schön an.

Wofür er sie halte? Sie wäre ein braves Mädchen, sie ginge nicht ohne ihre Familie in die Oper — wenn er das etwa glaube, könne er nur machen, daß er fortkäme . . . Prachtvoll glühten ihre schwarzen Augen, ihr bronzenes Gesicht in diesem Zornesausbruch. Gerhard wurde sich aufs neue mit einer atemlosen Spannung bewußt, daß er noch nie ein so schönes Weib gesehen habe.

Und so kamen sie denn alle mit, der Vater, die Mutter, das kleine Schwesterchen und der Bambino. Der großkarierte Familienfreund schlug diensteifrig die Tür des Wagens zu und schwang sich auf den Bock neben den Kutscher. Während man ausstieg, hatte er schon die Billetts besorgt.

Der Graue fand sich zu seinem Schrecken in einem riesengroßen, elektrisch erhellten Theater in der vordersten Reihe einer eleganten Loge. Neben ihn setzte sich Giovanna, prangend in ihrem roten Mieder, ihren silbernen Ketten und weißen Tüchern — das Schmuckstück und Aushängeschild der Familie. Freudig zischelnd und kichernd nahmen ihre Angehörigen rings um sie her Platz. Der Karierte erklärte: gerade unter ihnen sei die Loge des Königs und so säßen sie recht in der Mitte.

Gerhard sah sich um, ob er nicht im Hintergrunde stehen könne. Der zweifelhafte Familienfreund hatte ihm schon vorhin sein Portemonnaie entrissen, um die Auslagen zu bestreiten. Er mißverstand Gerhards un-

ruhige Bewegung und reichte über die Köpfe der andern einen Theaterzettel und ein Schälchen Eis für die Signorina.

Gerhard begann nachzurechnen, wieviel ihn der heutige Abend kosten würde. Die Rubrik: Extraausgaben war in seinem Voranschlag der Reisekosten etwas schmal bemessen. Und Arnold führte die gemeinsame Kasse — wie sollte er denn dem erklären . . .?

Giovanna hatte während der Ouverture dem Bambino das Fruchteis eingelöffelt. Irgendwie mochte dem kleinen Bengel die Wirkung nicht behagen, er begann zu miauen wie ein Kätzchen. Gerhard nahm seine Uhr heraus und ließ ihn damit spielen. Man wurde in den Nachbarlogen aufmerksam, vom ersten Rang blickte man herauf. Daß Giovanna auch so schön war! Der Student empfand ein Gemisch von Scham und Stolz.

„Wie angenehm, daß ich doch schließlich ganz fremd hier bin," dachte er — und entdeckte in demselben Augenblick die Gräfin Kielmannsegg, neben ihr — seinen Freund Arnold. Himmlische Götter! Ob die Gräfin ihn wiedererkannte? Wenigstens war Arnold kurzsichtig! Aber freilich, wenn er das Opernglas richtig stellte . . .

Der Bambino fing an zu weinen. Giovanna schaukelte ihn in ihren Armen und küßte ihn. Der Graue sah mit ärgerlichem Neide zu. Auf der Bühne begann inzwischen eine Sängerin, die mit frenetischem Beifall vom Publikum begrüßt wurde, eine große Arie.

„Pst! Pst!“ rief man dem Bambino zu, der immer lauter schrie. Gerhard bekam Kopfschmerzen, als solle ihm der Schädel springen. Da setzte Giovanna mit ihrer antiken Unbefangenheit das brüllende, strampelnde Kind einfach auf seine Knie, und forderte ihn auf, ein wenig Scherz mit dem Kleinen zu treiben.

Gerhard war so entsetzt, daß er sich nicht einmal wehrte. Die schöne Römerin lachte — lachte harmlos. Der Signor sähe so komisch aus mit dem Kinde! Wenn er nur wüßte, wie komisch er aussähe.

Der Bambino zeterte, wie eine durchdringende Trompete. Und alle Köpfe reckten sich vor, aller Augen, hunderte von Operngläsern richteten sich auf den Grauen. Hinter ihm zankte der Logenschließer mit dem Karierten.

Lachen, Zischen, unwillige Rufe, Pfeifen und Johlen hallte die Reihen entlang, hallte durchs Parkett und die Galerie hinauf — ein unbeschreiblicher Lärm erfüllte das Theater. Die Sängerin unterbrach ihre Arie ...

Da fand Gerhard es an der Zeit, sein römisches Abenteuer zu beenden. Mit plötzlich erwachender Energie warf er den kleinen Missetäter der zärtlichen Schwester auf den Schoß, drängte sich zwischen Vater und Mutter durch und entfloh — nur hinaus in die Dunkelheit — nur fort! Morgen mit dem Frühsten wollte er fort aus der Stadt, aus Italien, damit die schöne Giovanna nicht vielleicht nach Gelegenheit suche, ihm sein Portemonnaie auszuhändigen. Teufel — die Uhr hatte er auch vergessen! ....

— „Heut war mal wieder ein echt italieniſcher Skandal in der Oper," erzählte Arnold, als er heim kam, dem Grauen, der ſchon im Bett lag, mit dem Geſicht nach der Wand. „Ein Kind, das man verrückterweiſe ins Theater genommen hatte, fing an zu ſchreien. Darüber regten ſich die Leute unmäßig auf. Ich habe nicht ergründen können, was ſo lächerlich an der Geſchichte war, ich hatte mein Opernglas vergeſſen."

„Gott ſei Dank!" dachte der Graue und tat, als ſchliefe er ſchon.

Glücksschmetterlinge

Kein Leben ist so grau, so ernst, so düster, daß ihm diese lieben bunten Farbenfleckchen fehlten. Ja — wie richtige Schmetterlinge siehst du sie gerade an stürmischen Regentagen, wenn die Sonne überraschend in deinem Herzen wieder zu scheinen beginnt, vor dir aufflattern, ein kleines kurzes Weilchen, und verschwinden — wo hat ein Schmetterling seinen dauernden Wohnsitz? Wo ist er auf dem Polizeibureau angemeldet und in die Listen eingetragen?

Das Unverhoffte — das Resultatlose — Gefühlsskizzen, aus denen niemals die gewaltigen Meisterwerke der Leidenschaft entstehen, deren Schicksal ein Leben beeinflußt — nennt sie wie ihr wollt — aber sagt: kennt ihr nicht den Reiz jener flüchtigen Berührungen zwischen zwei Geistern, zwei Seelen, zwei Herzen, jene plötzliche Beziehung von anregender, sympathischer oder beweglicher Art zwischen euch und einem Fremden, von dessen Vergangenheit ihr nichts wißt, von dessen Zukunft ihr niemals wieder erfahren werdet?

Gewiß — der Zauber der Großstadt, die Freude am Reisen beruht zum Teil auf den Chancen, die das wechselvoll Unerwartete hier findet.

Gibt es etwas Öderes, als Morgen für Morgen

aufzuwachen und sich zu sagen: Um acht Uhr wirst du in einem Kreise frühstücken, der sich unfehlbar über die Semmeln oder über seine langweiligen Träume unterhalten wird? Dann wirst du mit jemand arbeiten, dessen Geistesgrenzen schon hundert Mal von dir gemessen — und ach! so eng befunden worden sind! Um die und die Zeit werden dir auf deinem Spaziergang die nämlichen Gestalten begegnen — im Theater siehst du die lebenslänglich engagierten Schauspieler in ihren Rollen altern — oder du gehst in eine Gesellschaft, deren Teilnehmer dir alle seit zehn Jahren gleich bekannt und gleich unbekannt geblieben sind, denn welche Menschen lernen wir weniger kennen, als die, mit denen wir in einem geregelten oberflächlichen Gesellschaftsverkehr stehen?

Ein französischer Schriftsteller vergleicht einmal eine fremde Landschaft ‚jener jungen verschleierten Frau in einer hellen Frühlingstoilette', die er des Morgens an einer Straßenecke von Paris an sich vorüber schreiten sah, und der er entzückt nachblickte. . . .

Dem französischen Schriftsteller trägt das Unverhoffte, stets Erhoffte immer weibliche Züge. — Aber zur Zeit, wo die Katholikin sich zur Messe begibt, eilten doch gewiß viele Damen mit morgenfrischem Gang an ihm vorüber. Warum ist es gerade diese —? Eine Linie, eine Bewegung — ein Farbenton — weiß Gott, was ihm besonders in der Erinnerung haften geblieben ist, warum er den Eindruck von ihr behalten und die anderen vergessen hat.

Ein zäher Schmetterlingsjäger (und das war natürlich ein Deutscher) lief jahrelang treu und beharrlich einem blauen Schleier nach und konnte es niemals verschmerzen, daß er ihn nicht wiederfand. Man denke — jahrelang! — einem blauen Schleier, der zartesten, vergänglichsten aller weiblichen Hüllen! Und wer weiß, wie sich die rosige Wange in schwarzer oder grauer Umrahmung, oder gar hüllenlos so ganz anders ausnahm! Wer weiß, ob er seinem Schmetterling nicht längst wieder begegnete und ihn in veränderter Beleuchtung einfach nicht wiedererkannte! Der Tor — o der Tor!

— — Ich entsinne mich eines Gespräches bei einer Table d'hôte — über die Ehe.

Über die Ehe — und mit einem wildfremden jungen Manne?

Ja — da liegt eben ein Geheimnis . . . Warum redet man zuweilen mit Unbekannten über Dinge, die man unter den nächsten Angehörigen nur mit größter Vorsicht berühren würde? — und warum ist man in der Unvorsichtigkeit meist so viel gescheiter, witziger, tiefer? — ‚Es hat ja keine Konsequenzen.' Wie das den Geist aus den Schlacken der Erziehung befreit. Wer kann sagen, ob nicht in solchen Augenblicken ein Mensch zum ersten Mal sich selbst erkennt und dunkel und flüchtig empfindet, daß die Natur etwas anderes mit ihm gewollt hatte, als er geworden ist?

Und dann jene Impulse freier herzlicher Güte —

ist es undankbar, daß wir sie oft beglückender empfinden, als das ausdauernde, opferfreudige Walten der Pflicht?

... Ein langes Krankenlager, eine traurige Pflege — seit Wochen kein Verkehr, als der mit dem Arzt, der seine Kunst immer wieder geschlagen werden sieht.

Und dann einmal: ein Sommermorgen, an welchem die Stimme der Kranken uns plötzlich mit einem anderen, frischeren Ton aus dem Bleischlaf der Ermattung weckt, an dem sie ungeduldig und doch fröhlich nach dem Frühstück ruft — und uns dann hinausschickt an die Luft — und wir gehen und atmen und blicken in Sonnenschein und Blüten und fragen uns noch angstvoll beklommen, ob wir hoffen dürfen . . . Und beim Heimkommen hören wir — Lachen!

Ein Fremder sitzt am Bett und sagt uns, daß er den Arzt vertritt, und plaudert über tausend Dinge, die mit Krankheit gar nichts zu tun haben, und wir besinnen uns dabei, daß es noch eine Welt da draußen gibt, und das Lächeln des Mannes bringt uns plötzlich zum Bewußtsein, daß wir jung sind . . .

Und dazwischen: „Aber es geht ja gut! Die Arzneiflaschen fortgeworfen — Beefsteak und Wein! Hier scheint mir nur Mut und Wille zu fehlen, um gesund zu sein!"

Mein Gott, der Mann hatte einen Eindruck von der Sachlage, er sah, daß die Pflegende heut den Arzt nötiger hatte, als die Kranke. Vielleicht dachte er auch gar nichts, sondern besaß nur ein sanguinisches, feuriges Temperament.

Ich sah ihn noch einmal und dann nicht mehr. Aber vergessen —? Vergißt man je den Kaffee, der einem als Kind nach heißer, staubiger, von stumpfsinniger Müdigkeit und aufgeregter, phantastischer Furcht durchquälter Nachtfahrt ans Coupé gebracht wurde, und der bedeutete, daß die Dunkelheit vorüber und ein neuer Tag angebrochen sei?

Der Kaffee war so vorzüglich, etwas so ganz anderes, als jedes andere Getränk, das man im Leben genossen hat . . . Er erinnert mich an die Alpenrosen, die eine reizende Freundin von mir aufbewahrt. Ein junger Mann in einer Schutzhütte auf dem Karwendel riß sie von seinem Hut und schenkte sie ihr, als sie bemerkte, daß sie noch niemals echte Alpenrosen gesehen habe — echte — mit glatten, auf der Rückseite rostroten Blättern und dunkelroten Blüten. Es werden da in den Bergen bei den Alpenrosen Unterschiede gemacht, ungefähr wie wir von echter, wahrer Liebe und von armseliger Allerweltsliebelei reden würden. Die echten ‚Röserl' werden nur auf fürchterlich schroffen Höhen gefunden. Der Jüngling hatte sich die Hände blutig gerissen, während er sich an die Felsen krallte, um zu ihrem Standort zu gelangen, und einmal wäre er bald abgestürzt, erzählte sein Begleiter. Als die Gesellschaft sich trennte, schwenkte der prachtvolle junge Kerl seinen Fetzen von einem Hut, stieß einen Juchzer aus und verschwand mit einem leichten, wilden Sprung in der Tiefe. Meine kleine Freundin hat sicher hell aufge-

schrieen vor Schrecken und der Führer hat gelacht und gesagt: „Er geht halt wieder zu dene Röserl. Allweil hat er gesagt, er hätt' seim' Dearndl 's Wort geaben, er wollt em an Busch'n hoambringe."

Dieselbe junge Dame pflegte ihre Verehrer hin und wieder zu einem fife o'clock tea einzuladen, der auf einem Feuer aus ihren getrockneten Kotillonbuketts zubereitet wurde. Ich fürchte, ihr Freund von der Karwendelhütte wäre in diesem Kreise kaum als salonfähig aufgenommen worden. Man kann bei Lodenjoppe und Rucksack, bloßen Knieen und Nägelschuhen und bei dem dazu gehörigen Staub und Schweiß des Bergsteigers niemals so recht ergründen, ob ‚ein Herr oder ein Mann' darunter steckt.

Ich habe die Vermutung, daß der Fremde ein Bierbrauer aus München war. Was tut's — ! Hatten sich doch in ihm ein einziges Mal dem Salondämchen Galanterie und Romantik vereinigt gezeigt.

Das hatte für sie die Wirkung, die auf uns Leute von der Feder die Mischung von Galanterie und literarischem Interesse ausübt.

„. . . . . Doch wenn du meine Verse nicht lobst, so laß ich mich von dir scheiden," flüstert Heine in einer übermütigen Stunde einem kleinen Nachtfalter auf seiner Fingerspitze zu. Ach, er lebte jahrelang mit einer Frau, der seine Lieder ganz gleichgültig waren. Und wie viele von uns sind in ähnlichem Fall!

Man verkehrt, man wird eingeladen, man ist sogar

beliebt: als Tochter, als Nichte, als angenehme Dame — nur nicht als schaffende Individualität. Die Tochter, die Nichte, die angenehme Dame ‚schreibt', aber da sie sich im übrigen anständig beträgt, ist das ein Fehler, von dem möglichst wenig Notiz genommen wird. Freilich — ein klein wenig vereinzelt ist man doch. Eine Spur von ehrerbietiger Befangenheit bei den Altersgenossinnen, von instinktivem Zurückschrecken bei den Leutnants und Referendaren verhindert ein vergnügliches Teilnehmen an ihren Scherzen. Dagegen ist nichts zu machen. Der harmlose Mensch fühlt unser beobachtendes Auge, wie der Italiener den bösen Blick. Also — man lächelt, redet mit einer gebildeten Pensionsmutter über ihre Zöglinge, und die Langeweile kriecht still heran und man bereut, daß man kam.

Irgend ein internationaler Weltmann, der zufällig in diesen Kreis geschneit ist, langweilt sich gleichfalls, bereut gleichfalls den verlorenen Abend — und läßt sich verspätet vorstellen

„Sie sind Schriftstellerin?"

Und Frage nach Frage, geistreiches Interesse, Erstaunen, lebhafte Freude — vielleicht nur geschickt gespielt — doch der Ton weckt alle abgespannten Geister der Schaffenslust zu neuer Frische. So hübsch klingt das heftige: „Bitte, bitte — schicken Sie mir alles, was Sie geschrieben haben — aber alles — hören Sie? morgen früh" — daß man verzeiht, wenn die Bücher später doch nicht gelesen werden.

Das ‚Wunderbare', welches — wie Ibsen sagt, — jede Frau, und wie ich glaube, die meisten Menschen beständig erwarten, hat uns gestreift. Wohl uns, wenn wir uns mit der momentanen Illusion begnügen.

Es soll in unseren Tagen Menschen geben, die die Kunst verstehen, sich aus Sensationen ihr Leben zusammenzufügen. Ein Alltagskleid aus Schmetterlingsflügeln? Sehr apart, sehr schillernd, aber ob es auch wärmt?

Leider kommen indessen selbst in einer aus soliderem Material und nach Grundsätzen aufgebauten Existenz Zeiten, wo uns plötzlich die Befürchtung überschleicht, daß alles nach einem falschen Plan entworfen wurde. Wenn die Reize der Familie auf unsere Nerven wirken wie die Ränder einer Kette auf ein wundes Handgelenk, — wenn Liebe, diese Verschwendungssucht des Herzens, die niemals rechtzeitig unter das Kuratel des Verstandes gestellt wird, uns arm und elend gemacht hat — wenn die Freundschaft sich als Geschäftsinteresse erweist — dann sind die Stunden, in denen wir uns zu unserer Schmetterlingssammlung in dem Glaskasten der Erinnerung wenden. Und mit welch gerührter Freude betrachten wir dann ihre einzelnen Exemplare, die in all ihrem bunten, schönen Farbenschmelz mit den feinen Nadeln eines leichten Schmerzes auf dem Boden unsres Gemütes festgehalten werden. —

Gustaf af Geijerstam

Frauenmacht. Roman. 2. Auflage. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. 4. Aufl.
Die Komödie der Ehe. Roman. Zweite Auflage.
Nils Tuvfesson und seine Mutter. Bauernroman.
Jeder Band geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

„Frauenmacht": Es sind Stellen in dem Buch, die sind zum Jubeln, und Stellen von einer Schönheit der Wehmut, wie sie wohl nur der Verfasser des „Buches vom Brüderchen" schreiben kann. Das Buch ist reich an allem Guten und Heiligen, es ist reich an großen mystischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, und die Natur — Schweden und seine Schären und das Meer — steht groß und leuchtend darin auf. Hier ist ein inniges Kunstwerk, durch das man nicht hindurchgeht, ohne bereichert und beglückt zu werden. (National-Ztg.)

„Das Buch vom Brüderchen": Wie ein großer Dichter seinen tiefsten Schmerz durch seine Kunst verklärt, sehen wir hier mit Bangen und Andacht. Sterbendes Glück zeigt das hinreißende Buch, zeigt es so innig, warm und mit einer hoheitsvollen Ruhe, daß wir wie im Schatten der Ewigkeit wandeln. Ein Kind kommt als ein Gast in den Sommer einer Ehe, geht und winkt der Mutter, die ihm folgt. Das ist alles. So wie etwa „Werther" eigentlich die Geschichte eines Menschen ist, der ein geliebtes Mädchen einem andern lassen muß und sich hinwegstiehlt. (Deutsche Literatur- und Kunst-Ztg.)

„Die Komödie der Ehe": Geijerstam hat die beneidenswerte Gabe, mit den schlichtesten und wahrsten Worten die volle, zitternde Bängnis der Herzen zu vermitteln. Das strömt mit warmen Fluten förmlich auf den Leser ein. Ein elegisches Lied von schlichter Kraft, ein Hymnus an die Schwermut, eine ruhige Extase der Melancholie, das ist dieses eigenartige schöne Buch, das so absichtslos und so mächtig zu erschüttern versteht. Es gibt Szenen in diesem Buch, insbesondere in seiner zweiten Hälfte, die zu dem Erschütterndsten gehören, das ich kenne. (Bresl. Ztg.)

Thomas Mann

Der kleine Herr Friedemann. Novell. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Buddenbrooks. Roman. 24.—27. Aufl. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.
Tristan. Novellen. 4. Auflage. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.

„Buddenbrooks": ... Mit seinem großen Roman der Buddenbrooks ist ihm der große Wurf gelungen; denn er hat mit diesem Roman ein Werk geschaffen, das ihn als Romancier größten Stils kennzeichnet, das ihn sogar — wir wissen uns von Überschwänglichkeit frei, indem wir dies sagen — das ihn sogar berufen erscheinen läßt, dereinst die Lücke auszufüllen, die seit Theodor Fontanes Tode in der deutschen Literatur klafft. (Breslauer Morgen-Zeitung.)

... Dieser Roman bleibt ein unzerstörbares Buch. Er wird wachsen mit der Zeit und noch von vielen Generationen gelesen werden; eines jener Kunstwerke, die wirklich über den Tag und das Zeitalter erhaben sind, die nicht im Sturm mit sich fortreißen, aber mit sanfter Überredung allmählich und unwiderstehlich überwältigen. (Berliner Tageblatt.)

„Tristan": Es liegt eminent viel Kultur in diesen Novellen. Nur ein hervorragender Künstler kann so innerliche, so tiefsinnige Probleme mit solcher Virtuosität behandeln. Hält man den Tristan-Band mit den „Buddenbrooks" zusammen, so hat man eine Verheißung für die Zukunft, deren sich unser Volk wohl freuen kann. (Hannoverscher Courier.)

... Thomas Mann ist vielleicht der feinste deutsche Prosa-Autor der Jetztzeit. Seine Art ist absolut germanisch, beziehungsweise nordisch. Nichts Französisches, woran so sehr unser Schrifttum krankt, ist an ihm zu entdecken. Als die wunderbarste Gabe dieser durchaus rassereinen Künstlerpersönlichkeit erscheint mir die Novelle „Tristan". Diese innige Ironie, Selbstironie des Gestalters in allen Gestalten, ist das Köstlichste, das ich seit langer Zeit genießen durfte. (Rheinisch-Westfälische Ztg.)

Gabriele Reuter

Aus guter Familie. Roman. 14. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Ellen von der Weiden. 5. Aufl. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.
Frauenseelen. Novellen. 4. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Liselotte v. Reckling. Roman. 6. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Aus guter Familie": Es ist dies ein Buch von so aufrüttelnder Wahrheit, so ganz und gar überzeugend, es schreit seine vernichtende Anklage mit so durchdringender Stimme in die Welt, daß man zunächst ganz vergessen wird, nach seinen künstlerischen Eigenschaften zu fragen. Und dennoch ist es künstlerisch in hohem Grade —, einfach ein Meisterwerk.

(Magazin für Literatur.)

„Ellen von der Weiden": „Ellen von der Weiden" ist ein Seelengemälde von unübertrefflicher Feinheit der Ausführung. Trotz des vorwiegend reflektierenden Inhalts ist keine Zeile langweilig, überall begegnet man tiefen und wahren Gedanken. Das Buch kann als ein geistvolles Kompendium dessen betrachtet werden, was von den Frauenrechtlerinnen über die Frauenfrage und alles, was mit ihr zusammenhängt, geschrieben worden ist.

(St. Petersburger Zeitung.)

„Liselotte von Reckling": Man kann Gabriele Reuter die Dichterin der Frau nennen. In ihren kraftvollen und tiefen Büchern enthüllt sie die verborgenen, grausamen Alltagstragödien, die unzählige Frauenleben zerstören; sie schildert den lächelnden, lautlosen Jammer der müden Wesen, die Sklavinnen der Familie, Märtyrerinnen ihrer Erziehung sind, und die von gedankenloser Liebe langsam zu seelischem Tode gepeinigt werden. Mit nie trügendem künstlerischem Takt und feiner, vorsichtiger Feder hält sie jene zarten Stimmungen und Schwankungen des Seelenlebens fest, die fast immer „unter der Schwelle" des eignen Bewußtseins vibrieren, und in denen die Lösung des Rätselhaften im Wesen der Frau liegt. Ihre „Liselotte von Reckling" ist gerade in dieser Hinsicht ein wundervolles Werk.

(Freistatt, München.)

Arthur Schnitzler

Sterben. Novelle. Vierte Auflage. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Die Frau des Weisen. Novelletten. 4. Aufl. Geh. 2 Mk.
Frau Bertha Garlan. Novelle. 4. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Lieutenant Gustl. Novelle. 10. Aufl. Geh. 1 Mk., geb. 1.60 Mk.

„Sterben": Ein seelenaufwühlendes Buch, dieses „Sterben". Es packt mit geradezu unheimlicher Gewalt. — Mit eindringlicherem Pathos dürfte das Sichsträuben des Ichgefühles gegen sein Aufhören wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden können, als in dieser, in die tiefsten Abgründe des menschlichen Gemütes hineinleuchtenden Studie. (Wiener Abendpost.)

„Die Frau des Weisen": Schnitzler wetteifert ebenbürtig mit dem großen Franzosen Maupassant in dem leichten, scheinbar ungezwungenen natürlichen Fluß des Erzählertons, in der zarten, aber nicht gezierten Seelenschilderung, in der überzeugenden Lebenswahrheit. (Kölnische Zeitung.)

„Frau Bertha Garlan": Schnitzler schildert das im Geheimen sich abspinnende erotische Leben einer jungen Frau. Aus der Art und Weise, wie der Dichter diese Geschichte gestaltet, wie er allen physischen Regungen der jungen Frau nachgeht, wie er die Unterströmungen ihres Bewußtseins beleuchtet, strahlt siegreich die edle Kunst moderner psychologischer Analyse. (Wiener Tagblatt.)

„Lieutenant Gustl": Die Novelle enthält in knappster Konzentration, gleichsam kondensiert, alle Vorzüge und Eigenheiten der Schnitzlerschen Erzählungen: die starke Stimmung, den geschickten Aufbau, die wirksame Steigerung und den feinen, undefinierbaren Wiener Duft. „Lieutenant Gustl" ist — auch abgesehen von der Sensationsaffäre, die sich daran geknüpft hat — wert, rein als Kunstwerk gekannt und geschätzt zu werden. (Die Woche, Wien.)

Emil Strauß

Menschenwege. Drei Erzählungen. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Freund Hein. Roman. 10. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Kreuzungen. Roman. 5. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Menschenwege": Der vorliegende Band zeigt einen ganzen Menschen und einen ganzen Künstler. Er ist frisch, kräftig und herb wie der Erdgeruch und von einer Stärke, wie ihn nur jungfräulicher Boden auszuströmen vermag. — Von den drei Erzählungen scheint mir „Prinz Wieduwitt" die allerschönste zu sein. Sie ist ein so glückliches Gemisch von unschuldvollster Natürlichkeit und schweifender Märchenstimmung, so ein schöner Zusammenklang von Urwaldsmusik und heimlichem Tannenrauschen, daß es wie ein beglückender Bann über einen kommt. (Neue Badische Landes-Zeitung.)

„Freund Hein": ... Der Autor dieser melodiösen, süßen, melancholischen Geschichte ist ein wirklich einsamer Künstler. ... Seine stille, tiefgewurzelte Eigenart ist durchaus deutsch. Ich möchte ihn zu den ersten Erzählern unserer Sprache gesellen. Jedenfalls steht er unter den heutigen wie ein Stamm zwischen Rohrgewächsen. — „Freund Hein" ist Straußens viertes Werk. Die gewaltsame Anhimmelung des „Jörn Uhl" könnte vor der schlichten Größe dieser wundervollen Dichtung das Erröten lernen. Hier ist sparsamer Reichtum, gelassene Kraft, milde Trauer, Rhythmus, Stil. Von einem Knaben wird erzählt, der sterben muß. Der Tag zermalmt ihn. Wir sehen ihn erwachsen wie eine zu schwere Frucht, die nicht reifen kann. Die höchste Gnade wird ihm: reines Künstlertum. Aber er ist ein Schulbub und soll die Mathematik erlernen. Die Eltern sind neben ihm, ohne ihm nahe zu kommen. Und die Lehrer sind über ihm und haben Macht ohne Einsicht. So geht er hin und tötet sich. Die ganze Herbigkeit des Frühlings, des gefährlichen Frühlings, ist in dem Buche.

(Das literarische Echo.)

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

000 (4/94)

Received: from Forsythe.Stanford.EDU by
with TCP; Wed, 12 Oct 94 13:13:58 PDT
Date: Wed, 12 Oct 94 13:15:07 PDT
From: "Sonia H. Moss" <CN.ILB@Fors
To: KL2RF@uccmvsa.ucop.edu

TO: NRLF

FR: Interlibrary Borrowing
Stanford University Libraries
Stanford, CA 94305-6004

ILL REQ 94-10-27 for Fore, A.
Grad, German Studies

Please loan:

CALL # 872 R447 w
TITLE WUNDERLICHE LIEBE, N.
NRLF NO VOLUME DE

:
* wylbur

$B 316 461 UC

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C020882903
238753